

П 610
890

В. И. Бр. 940

Serbiens

Freiheitskrieg

und

Milofsch.

Von

Ch. von Sor.



Из

dem

französischen

Handbuche

über

Serbien

ПОКЛОН
ЈОЦЕ ВУЈИЋА из Сенте
УНИВЕРЗИТЕТ. БИБЛИОТЕКА
У БЕОГРАДУ

Leipzig,

Theodor Thomas.

1845.

Библиотека

ЈОЦЕ ВУЈИЋА

у Сенти

0000

00

POSTAGE

PAID BY ADDRESSEE



NOV 1 1900

NOV 1 1900

LONDON
 THE
 NATIONAL
 TRADING
 COMPANY
 LTD
 100
 BROADWAY
 NEW YORK
 N.Y.

PAID BY ADDRESSEE

NOV 1 1900

2 CENTS

V o r b e r i c h t.

Wir übergeben dem deutschen Leser die Uebersetzung eines Buches, das in vieler Beziehung Aufmerksamkeit verdient und das Interesse eines Jeden erregen muß, der mit wachsamem Auge den Fortschritten folgt, welche russische Einflüsse nach allen Richtungen hin machen. Serbien, mit seinen neuesten Umwälzungen, ist für uns bisher fast ein inneres Afrika gewesen, und als die jüngsten Ereignisse vorfielen, Fürst Milosch den durch Wackerkeit im Kriege und Tüchtigkeit im Frieden errungenen Thron aufzugeben genöthigt war, traf uns die Kunde dieser Dinge so unerwartet, nicht bloß die deutsche ja die europäische Presse fand sich so ganz ohne Kenntniße der ursprünglichen dortigen Zustände und Stimmungen, daß man so zu sagen, mit Bestürzung fragend sich umsah nach dem Ariadnesfaden, der aus diesem Labyrinth heraus in die complicirte Politik der Nachbarstaaten Serbiens führen könne.

Gegenwärtiges Buch veranschaulicht Manches, was bisher unklar geblieben, bringt authentische, bisher unbekannte Nachrichten über wichtige Motive der Politik in Bezug auf Serbien, und hat außerdem noch den Vorzug einer leichten, ungekünstelten Darstellungsweise. Milosch, der Mann, welcher eine Hauptrolle in diesem Buche spielt, weil bei der Begründung des Staates, mit der es sich beschäftigt, ist dem jetzigen Wirren in seinem Vaterlande, wie sich mit jedem Tage zeigt, durchaus nicht mehr fremd und was die nächsten Zeiten seinem Lande auch bringen mögen, für uns muß es von Bedeutung sein, einen klaren Einblick in dasselbe gewinnen zu können, sollen uns nicht abermals die Ereignisse in selbstverschuldeter Unwissenheit antreffen.

In dieser Beziehung sei gegenwärtiges Werk dem Publikum warm empfohlen und an's Herz gelegt.

Erstes Kapitel.

Kara-Georg.

Die Serbier haben vierzig Jahre hindurch ihres Vaterlandes Boden mit Blut geröthet, um sich ihre Freiheit wieder zu erringen. Die Geschichte bietet kein Beispiel von so heroischem Widerstande dar, und zählt wenig gleich dramatische Ereignisse; und wir müssen jetzt ein halbes Jahrhundert zurückgehen, um die verschiedenen Phasen der serbischen Revolution zu durchlaufen, welche diesen Staat von der Sklaverei zur Unabhängigkeit erhoben hat.

Bei den erbitterten Kämpfen, den blutigen Auftritten, welche das unglückliche Serbien entvölkerten, ohne ihm seine Beständigkeit zu rauben, bieten sich uns Einzelheiten dar, welche mit den patriarchalischen Sitten dieser ursprünglichen Völkerschaften im Zusammenhange stehen, sich auf dem düsteren Gemälde der Begebenheiten um einzelne

bedeutende Persönlichkeiten gruppiren, und eine zu gleicher Zeit wilde und idyllische Poesie athmen. Es ist die Natur mit bloßen Augen gesehen, in allen ihren Vollkommenheiten und Auswüchsen in den grellsten Contrasten des Erhabenen und des Schrecklichen.

Kara-Georg und Milosch, diese beiden Werkzeuge, deren sich Gott zur Wiedererhebung einer christlichen Nation bediente, diese arme Bauern ohne alle Bildung, sieht man plötzlich wunderbare Tüchtigkeit in der Kriegs- wie in der Regierungskunst entwickeln, alle Hindernisse vor sich niederreißen, bis sie einen Thron finden, auf welchem sie ihren Platz einnehmen; diese beiden Helden bieten dem Studium eine unerschöpfliche Quelle reicher und merkwürdiger Beobachtungen.

Die ganze serbische Insurrection, ihre Wunder, ihre staunenswerthen Erfolge concentriren sich in diesen beiden Menschen, und das Ergebnis ihres Wirkens war die Befreiung ihres Vaterlandes, seine Anerkennung von Seiten der früheren Herren, sowie seine constitutionelle Organisation, eine Errungenschaft, die um so merkwürdiger ist, wenn man bedenkt, daß sie in einem Lande des Orients erworben wurde!

Aber bevor wir uns mit der Darstellung des wiedergeborenen Serbiens beschäftigen, von Milosch sprechen, dem Manne von sanften Sitten, gemäßigtem Charakter und tiefem Geiste, dem hochherzigen

Krieger, dem friedenerhaltenden, gesetzgebenden Könige, dem edlen Ausdrucke des reinsten, geläutertsten Patriotismus auf dem Throne, müssen wir erst das sklavische Serbien in Augenschein nehmen, wie es zum ersten Male dem ottomanischen Joche durch Kara-Georg entrissen wurde, diesen Charakter voll wilder Größe, roher Tugenden, voll Kühnheit und Unentschlossenheit, Stärke und Schwäche, kühnem Unternehmungsgeist und mittelmäßiger politischer Befähigung. „Kara-Georg ist einer von jenen Riesen, die, wo ihr Fuß hintritt, den Boden erschüttern und zu gleicher Zeit unfähig sind, irgend etwas aufzubauen und zu begründen.“ So sprach Napoleon 1809 in Wien von dem Anführer der serbischen Insurrection, der nach zwanzig Jahren der Lozreiseung seines Vaterlandes geweihter Kämpfe, nicht verstanden hatte, demselben die erste Lebensfähigkeit: eine feste Regierungsform zu geben.

Georg Petrowitsch, so berühmt unter dem Namen Kara-Georg, wurde im Jahr 1770 im Dorfe Wischewzi von armen Eltern geboren. Er war eine von jenen glühenden, düsteren und schweigsamen Organisationen, welche geschaffen scheinen, den Feldherrnstab zu führen und entweder alles Mißgeschick zu überwältigen, oder das Glück auf die äußersten Proben zu stellen. Wenn die Natur mitten in einer Nation von Sklaven einen solchen Menschen her-

vorbringt, so stellt sie ihm entweder den Thron oder das Schaffot in Aussicht.

In den Jahren 1800 bis 1811, jener großen Epoche des französischen Kaiserreiches, brach sich der Ruhm des schwarzen Georg, Kara-Georg, Bahn und erwarb sich, trotz der großen Ereignisse, welche damals Europa in Anspruch nahmen, allgemeine Aufmerksamkeit. In allen Circeln wurde sein Name genannt, seine unerhörten Waffenthaten, seine mährchenhafte Verwegenheit, seine spartanischen Handlungen, an denen Furchtbarkeit und Erhabenheit in gleicher Weise sich zeigten, erzählt und wiedererzählt. Um Serbien selbst, dieses kleine Land von wenigen Meilen, diesen kaum auf den Karten verzeichneten Punkt, kümmerte sich damals noch fast Niemand, aber mit Kara-Georg beschäftigte sich die ganze civilisirte Welt. Dieser Schweinehirt, der an der Spitze von einigen Tausenden armen Bauern, wie er, fünfzehn Jahre hindurch der ganzen osmanischen Macht unter dem Befehle ihrer besten Heerführer widerstand, sie Schritt für Schritt vom Boden seines unterjochten Vaterlandes zurückdrängte, mußte eine lebhafteste Neugier, ein theilnahmvolles Interesse erregen.

Vor den Bilderläden drängte sich die Menge um sein Bild mit den stark charakterisirten Zügen, dem furchtbaren Blick, der hohen Stirn, mit dem Aussehen, als sei er Herr der ganzen Welt in seiner maulerischen Landeskleidung, welche er niemals ablegte.

Auf den öffentlichen Plätzen, an den Straßenecken horchte das Volk den Bänkelsängern zu, welche auf ihre Weise in weitschweifigen Liedern die Großthaten des Hirten erzählten, und klatschten mit den Händen erstaunt Beifall zu.

Die Kindheit Georgs verfloß traurig und einsam. Er kannte weder die Vergnügungen noch die Freuden der Jugend. Sein unbezähmbarer Freiheitsinstinkt fand einen Reiz in den rohen Beschäftigungen eines Hirten, bei denen er sich eine absolute Unabhängigkeit zu verschaffen gewußt hatte. Noch als ganz junger Knabe kochte sein Blut, funkelten seine großen schwarzen Augen beim Anblicke der Türken, dieser verhaßten Herren; er floh ihre Nähe und führte seine Heerden fern von den Wohnungen der Menschen, auf ferne, unzugängliche Weiden. Wochen, mitunter ganze Monate vergingen, ohne daß man ihn in seinem Dorfe sah.

Was mochten damals die Träume des Kindes sein? Erhob sich der Schatten des alten, einst freien und kriegerischen Serbiens beim Klange der Nationalgesänge, deren edle Naturlaute er in diesen öden und wilden Gegenden erschallen ließ? oder erschien vielleicht in jenen poetischen und strahlenden Nächten des Orients eine süße und anmuthige Willis der Wälder Schumadia's und flüsterte glänzende Zukunftsträume in sein Ohr, prophezeigte ihm Kämpfe,

märchenhafte Thaten, und umgab seine stolze Stirn mit einer Krone?

Und wenn bei seiner Rückkehr ins väterliche Haus seine Mutter ihn fragte, warum er dies rohe und wilde Leben der Häuslichkeit und dem Leben der Familie vorzöge, so antwortete das stolze Kind mit Lächeln der Verachtung auf den Lippen: „Weil da der Sklave sich frei fühlt.“

So verging die erste Jugend Georgs. Später trieb ihn sein unruhiger, unabhängiger Geist, obwohl er keine pecuniären Mittel hatte, einen Handel mit Schweinen zu unternehmen. Es glückte ihm damit und mit zwanzig Jahren war er für einen Bauer reich. Aber Reichthum ohne Freiheit hatte keinen Reiz für ihn: „Ich achte dieses Geld nur in sofern, als ich es bald gegen Stahl und Blei werde austauschen können,“ antwortete er seinem alten Vater Petroni, der ihn aufforderte, künftig in besserem Einverständnis mit den Türken zu leben, von denen ihr Schicksal abhinge.

Zweites Kapitel.

Der Janitschare.

An einem Winterabende saß die ganze Familie in der gemeinschaftlichen Stube der Hütte, die Frauen spannen, um einen Tisch sitzend, über welchem eine Lampe oben am Balken hing und die übrigen Theile der Stube erleuchtete, in welcher die Männer sich damit beschäftigten, ihr Ackergeräth zu zimmern und auszubessern. In der einen Ecke am Heerde saß Petroni auf einem etwas erhöhten Schemel und sang, nach seiner Gewohnheit, zu den schwermüthigen Tönen der Guzla eine alte Volksballade, welche die Thaten früherer Zeiten des einst freien Vaterlandes schilderte. Plötzlich öffnet sich die Thür, auf der Schwelle erscheint ein Mann von hohem Wuchse, in einem Pelz gehüllt, auf dem Kopfe einen Hut mit breiter, niedergeschlagener Krempe: bevor er hereintritt horcht er, sieht rechts und links sich draußen

um und erst, nachdem er sich überzeugt, daß man ihm nicht folge, schließt er die Thür hinter sich und bleibt an derselben stehen, in der einen Hand einen Dolch, die andere auf eines der beiden in seinem Ledergürtel steckenden Sattelpistolen gelegt.

— Vater, segne mich; Mutter, bitte meinen heil'gen Patron Georg, den guten Kämpfer, daß er mir beistehe in meiner Verbannung! sagte der Mann fast fröhlich.

— Georg, schrecklicher Junge! was hast Du gethan? rief der Greis und breitete seine zitternden Arme dem Sohne entgegen.

— Ich habe einen Türken getödtet — antwortet er mit entschlossenem Tone.

— Wehe, wehe! ruft schmerzlich die Mutter aus und ringt verzweiflungsvoll die Hände, — „Christus, erbarme Dich meines Kindes!“

— Als ich von Schiprovati nach Wischewfzi zurückkam, — versetzte er — führte der Teufel einen Sanitscharen-Uga mir in den Weg; er war zu Pferde, ich zu Fuß: „Zurück, Christenhund! ruft er mir zu — und nimm den Hut ab vor Deinem Herrn!“ — Ich drückte meinen Hut fester und sah ihn scharf an. Er zielte nach mir mit seinem Pistol; ich zerschmetterte ihm mit diesem hier den Kopf. Jetzt kann ich mich nicht mehr im Lande halten und will zu unsern Brüdern im Gebirge gehen und das Leben der Heiducken führen. Wenn die Türken Dich

meinetwegen verfolgen, Vater, so werde ich kommen und mich ausliefern.

— Ich verbiete Dir das bei meinem Fluche! rief der Vater, — flieh unglückliches Kind und möge Gott Dich beschützen!

In diesem Augenblicke hört man draußen die Schritte eines sich Nähernden . . . man klopft an die Thür . . .

Der Greis stürzt von seinem Stuhle nach dem Bett, greift in den Strohsack, zieht eine Büchse aus demselben und stellt sich neben seinen Sohn . . . Die andern Männer schaaren sich, mit ihren Sensen bewaffnet, um sie, während zugleich mit der Hast der Verzweiflung die Mutter einen langen Schaft ergreift, die oben mit Stroh umwickelte, zweiseitige Klinge frei macht und, die Blicke verstört auf Mann und Sohn geheftet, mit ihren schwachen Armen die schwere Lanze über den Häuptern ihrer Lieben hält . . .

Ein tödtliches Schweigen herrschte einige Sekunden hindurch und gab diesem Auftritte einen unendlichen Ausdruck von Angst und Schrecken.

Keiner von diesen Unglücklichen wird sich lebendig ergeben . . . in ihren Blicken ist der Entschluß zu lesen, den ihr Mund nicht ausspricht.

Ein zweites stärkeres Klopfen erfolgt . . . — wir müssen ein Ende machen, sagt Georg; und seinen Dolch zwischen den Zähnen, eine Pistole in

der Hand öffnet er schnell die Thür und zeigt sich auf der Schwelle.

Ein junges Mädchen stürzt in's Zimmer.

— Gelobt sei Gott! flüstert die arme Mutter und sinkt auf's Knie.

— Ich bin es Freunde . . . es ist deine Braut mein tapfrer Georg!

— Seliza, meine süße Seliza! sagt der junge Mann und drückt sie stürmisch an sein Herz.

— Ich wartete auf deine Ankunft, ich sah dich kommen . . . Und Ihr Andern fürchtet Nichts, fügte sie hinzu: mein Vater und meine Brüder haben sich am Eingange des Dorfes aufgestellt: durch ein bestimmtes Zeichen werden unsre Nachbarn benachrichtigt werden und uns die Annäherung der Türken melden.

— Geh, mein Sohn, während es hier noch sicher ist! flieh Georg! . . . fügt der Greis gebieterisch hinzu.

— Mein armes Kind! Ich beschwöre dich im Namen des Himmels! sagt die Mutter mit bittendem Tone und streckte die Hände gefaltet nach ihrem Sohne aus.

— Flieh, Georg, es muß sein! spricht das junge Mädchen seufzend.

— Seliza! . . . Indem ich dir Lebewohl sage, gebe ich dir dein Jawort zurück . . . sagt mit abgebrochenem, kurzem Tone der junge Mann.

— Und ich Georg . . . ich nehme es nicht an . . . Ich werde die geschworene Treue in den bösen wie in den guten Tagen bewahren.

— Ich bin ein Verbannter . . . und auf lange Zeit!

— Ja, du bist verbannt . . . weil du einen Türken getödtet hast . . . einen unserer verfluchten Bedrücker! . . . Heil, Heil dir, mein kühner Bräutigam!

— Aber du weißt nicht, daß ich mich in die Wälder flüchte, mit unsern Brüdern Krieg zu führen gegen uns're Verfolger?

— Ich folge dir dorthin . . . Willst du, daß der Pope noch heute unsern Bund segne, Georg?

— Soll ich dir zum Hochzeitsgeschenk das elende Leben der Frau eines Heiducken mitbringen? . . . Armes Mädchen! sagte Georg, seine rauhe Stimme mildernd; darauf fügt er fest hinzu: Nimm dein Jawort zurück, Seliza! . . . für Verbannte giebt es keine Bräute.

— Nein, nimmermehr!

— Nun gut denn, dein für dieses und jenes Leben, Seliza!

Das junge Mädchen warf sich ihrem Bräutigam an die Brust.

— Aber bedenke, nach meiner Flucht werden diese nichtwürdigen Herren Alle verfolgen, die mich lieben! . . . Wenn sie nun, um sich an mir zu rächen, dir Gewalt anthäten!

Dies sagte der junge Mann mit tiefem Gefühle, der Gedanke schnitt ihm durch die Seele.

— Geh ohne Furcht, Georg . . . das hier wird mich vor ihrer Gewalt sichern! antwortete ruhig das junge Mädchen und zog einen verborgenen Dolch halb aus dem Nieder. Das ist der einzige Schmuck, der noch in den Händen der Jungfrauen des unterjochten Serbiens geblieben ist! fügte sie bitter lächelnd hinzu.

Thränen, die ersten vielleicht, welche der unerschrockene junge Mann vergossen, rannen über seine wetterharten Wangen, als er seine Eltern und seine Braut zum Abschiede umarmte.

— Lebt wohl, ich werde über Euch wachen; wehe dem, der ein Haar auf Euren Häuptern krümmt! Und jetzt, fügte er mit düsterer Energie hinzu, jetzt ist der Wurf gefallen: ewigen Krieg, Kampf auf Tod und Leben gegen die Osmanen!

Und er verschwand.

Diese Begebenheit hat über das Leben Georg Petrowitsch's entschieden und das Loos Serbiens bestimmt.

Auf dem ganzen Boden des unglücklichen Serbiens, so lange es dem türkischen Schwerte überliefert war, erneuerten sich unter allen Gestalten, täglich, stündlich dergleichen herzerreißende Szenen!

Drittes Kapitel.

Heiduckenleben

Die Heiducken, gewöhnlich Bergräuber genannt, rekrutirten sich unter den Serbiern der Ebne, wenn von diesen welche mit Recht oder Unrecht von der muselmännischen Polizei verfolgt wurden. Der Beschuldigte floh in die uralten Wälder des Vaterlandes und fand daselbst eine wilde Unabhängigkeit, indem er sich mit denen vereinigte, welche aus ähnlichem Grunde diese Orte bewohnten; ihr Unglück war ein gemeinschaftliches, so machten sie auch gemeinschaftliche Sache und lebten brüderlich mit einander. Die Heiducken führten nur mit den Türken Krieg, denen sie häufig die von Belgrad nach Constantinopel geschickten Geldsendungen abnahmen, und von ihren Landsleuten wurden sie nicht als Feinde betrachtet. Im Winter nahm man sie in den Dörfern auf, die Bewohner verbargen sie in ihren Hütten;

Einige sogar kehrten erst mit dem Frühjahre wieder in die Wälder zurück, falls nicht irgend eine wichtige Expedition die Anwesenheit aller Mitglieder der Banden erheischte.

Später, während der unaufhörlichen Kämpfe des Aufstandes, fanden die Familien der unglücklichen Empörer eine Zuflucht bei ihnen; Greise, Weiber und Kinder verließen ihre Hütten, ließen mit ihren Heerden sich in den Wäldern nieder und brachten von dort, tausend Gefahrend trozend, ihren Gatten, Kindern und Brüdern, die sich in der Ebne schlügen, Lebensmittel zu.

Ein Jahr nach seiner Ankunft bei den Heiducken war Georg schon im Besitze der obersten Anführerstelle und leitete die Angriffe mit einer Geschicklichkeit und Unererschrockenheit, welche die Türken erkennen ließen, daß die Heiducken ein sehr zu fürchtendes Oberhaupt an ihrer Spitze haben mußten. Bis dahin hatten sich ihre Abenteuer darauf beschränkt, Reisende auszuplündern und von Zeit zu Zeit öffentliche Gelder auf den Landstraßen fortzunehmen; jetzt aber erstreckte sich der Angriff auf Personen und Eigenthum schon bis in die Städte. Jeden Tag entdeckte die türkische Polizei einen geheimen Einfluß, der den Geist der Empörung unter den nahe am Gebirge liegenden Völkerschaften verbreitet, und fortwährende einzelne Auflehnungen bestätigten übrigens

das Vorhandensein einer weitverzweigten Verschwörung gegen die Türken.

Bei den Treffen, welche zwischen den Heiducken und den zu ihrer Bekämpfung ausgesandten Truppen Statt fanden, entfaltete Georg alle Eigenschaften des geschicktesten Parteigängers.

An der Spitze seiner vollkommen bewaffneten disciplinirten Barden brachte der unerschrockene Anführer durch die Sicherheit seiner Manöver und die Kühnheit seiner Angriffe Unordnung und Schrecken in die Reihen seiner Feinde, und die angerichtete Verwirrung benutzend verfolgte er sie mit dem Degen über ihrem Haupte und bedeckte den Boden mit türkischen Leichen ohne selbst viele von seinen Leuten zu verlieren. Niemals nahm er eine offene Feldschlacht an, bei der das erschreckende Mißverhältniß der Zahl die Seinigen unentschlossen hätte machen und die Zuversicht der Moslems erhöhen können.

Auf einem mächtigen, durchaus schwarzen Pferde reitend beherrschte Georg mit seinem dunklen Gesichte, den stark ausgeprägten Zügen, die von wallenden Locken rabenschwarzen Haars eingefast wurden, mit drohender Stirn, furchtbarem Blicke, ungestümer Gebehrde, stolzem Worte und seiner colossalen Gestalt seine Umgebung; Georg, der serbische Bauer in seiner gemeinen Kleidung, die er nie ablegte, schien geboren, überall und über Alle zu herrschen.

Stets unbefiegt, immer Sieger, wurde der Hei-

duckenhäuptling der Schrecken der türkischen Soldaten. In ihrem abergläubigen Sinne schrieben sie ihm die Macht der Bezauberung zu und nannten ihn Kara-Georg*).

Aber bald mußte die türkische Regierung auch erkennen, daß der Angriff einen entschieden politischen Charakter angenommen habe. Mit einiger Zeit kamen bei allen ernsthaften Gefechten die Einwohner der Ebenen und standen ihren Brüdern aus dem Gebirge bei, darauf nach dem Siege kehrten sie wieder zu ihren Landarbeiten zurück.

Die Pforte sah ein, daß ohne Entwicklung großer Streitmacht sie nicht im Stande sein würde, diese Banden zu zügeln, die immer kühner wurden und überall Hülfsstruppen in den Bewohnern des Landes fanden. Sie beschloß also zu temporisiren; und der Pascha von Belgrad, wo der Sitz der türkischen Regierung war, empfing von dem Sultan Befehl, in's Geheim dem furchtbaren Führer der Heiducken glänzende Anerbietungen zu machen.

Man bot ihm als Preis für seine persönliche Unterwerfung den Erlaß der Todesstrafe, welche er durch den Mord des Janitscharen-Alga verdient, eine große Summe Geld und einen hohen Rang in der türkischen Armee.

*) Der schwarze Georg; er war später nur unter diesem Namen bekannt.

Aber Georg wies diese Anerbietung mit Verachtung von sich.

Sage zu denen, die dich senden, antwortete er, — daß ich weder ihre Gnade noch ihre Freigebigkeit mag. So lange mein Arm noch meinem Haße beistehen kann, werde ich die Unterdrücker meines Vaterlandes bekämpfen; so lange ein Tropfen des alten serbischen Blutes, das in meinen Adern rinnt, noch gesund ist, werde ich ihr unversöhnlicher Feind bleiben.

Nun wurde ein sehr hoher Preis auf Kara-Georgs Kopf gesetzt, sein Haus niedgerissen, sein väterliches Besizthum confiscirt; der alte Petroni, sein Vater, der verfolgt wurde, hatte eine Zuflucht bei Selih'a's Vater gefunden.

Die Petroni von seinen Freunden gebotene Gastfreundschaft compromittirt diese und wird ihn doch nicht retten. Die türkische Polizei ist wachsam! dem fremden Lande will Georg seinen alten Vater, das einzige Gut, was ihm bleibt, anvertrauen. Drei Jahre sind verflossen seit seinem Abschiede von der väterlichen Hütte; seine arme Mutter ist gestorben, der Schmerz hat sie getödtet; sein Vater hat keinen Stein mehr, auf dem er sein graues Haupt ruhen lassen kann; sein jüngerer Bruder ist auf der Fucht . . . dieses ungeheure Mißgeschick, diese traurige Verödung des väterlichen Heerdes, alles das ist sein Werk . . . Wenn er diese Ruinen ansieht, erfüllt sich das Herz

des Räubers mit Bitterkeit; sein Haß gegen die Türken wird zum Fanatismus; sie, sie allein sind der Ursprung und die Ursache seines Elends! . . . von ihnen wird er bis zu seinem letzten Athemzuge Rechenschaft fordern für das Unglück der Seinen.

Es ist Mitternacht, der blaße Mond bescheint mit seinen schwermüthigen Strahlen einen Mann, der vor einem bescheidenen Grabe auf dem Kirchhofe von Wischewzi betet. Krampfhaft Seufzer entschlüpfen seiner Brust, verschiedene Male wirft er sich auf den schon mit Moos bedeckten Leichenstein, küßt ihn, beneht ihn mit seinen Thränen. Endlich steht er mit hastiger, entschlossener Bewegung auf.

Leb wohl, Mutter, du sollst gerächt werden! sagt er mit furchtbarem Ausdrucke, darauf schwingt er sich auf sein Roß, dessen Zügel er in der Hand behalten und reitet langsamen Schrittes nach einer am Ende des Dorfes gelegenen Hütte.

Auf ein gegebenes Zeichen öffnet sich die Thür, mehrere Männer stürzen heraus und umgeben einen bestürzten Greis, man setzt ihn hinter den Reiter, dieser neigt sich herab und umarmt seine Freunde.

Dank, Brüder; lebe wohl, Selika! sagt er mit leiser Stimme, darauf drückt er seinem kräftigen Pferde die Sporen in die Seite und entfernt sich mit Pfeileschnelle.

Nicht weit vom Ufer der Sau angekommen, die Serbien von Oesterreich trennt, steigt Kara-Georg

ab, und geht mit seinem Vater, dessen wankenden Gang er unterstützt, nach einem am Ufer angebundenen Kahne, der mit zwei Heiducken bemannt ist.

Aber in dem Augenblicke, wo er auf immer diese Gegenden verlassen soll, die ihn geboren werden sahen, die Ufer der Bäche, welche Zeuge der Spiele seiner Kindheit, seiner ersten Liebe waren, die Felder, die er im Schweiße seines Angesichts bebaut, den Boden, in dem die Gebeine seiner Väter und seiner geliebten Gattin ruhen, da will der siebenjährige Sklave, der sich an sein Joch gewöhnt, um diesen Preis nicht die Freiheit. Thränen benezen sein ehrwürdiges Gesicht.

— Georg, sagt er, in meinem Alter ist das Brod der Fremde bitter . . . die Luft derselben tödtlich. Bleiben wir hier, mein Kind; ich werde selbst den Pascha aufsuchen, werde ihn bei dem Schatten seines vielgeliebten Sohnes, den er verloren, bitten, dich mir zu lassen. Unterwirf dich den Türken, mein Kind . . . was hilft es, sie sind nun einmal unsere Herren! . . .

Die letzten Worte haben alle Saiten getroffen, welche in der Seele des Patrioten vibriren, ein neuer Schmerz durchzuckt seine Brust. Sie haben das serbische Blut sogar in seinem eigenen Vater verdorben.

— Krieg, ewiger Krieg diesen verhaßten Unterdrückern, ruft er vor Wuth zitternd. Fort von hier!

In diesem Augenblicke lassen sich Schüsse hören: es sind die muselmännischen Bosniaken, die herankommen mit den Heiducken kämpfend, welche, um die Flucht ihres Anführers zu decken als Tirailleurs aufgestellt sind.

Kein Augenblick ist mehr zu verlieren.

— Vater, sagte Georg, seine rauhe Stimme mildernd, im Namen meiner frommen Mutter, die uns von oben sieht, beschwöre ich dich, komm, komm! und er zieht ihn nach dem Ufer hin.

Aber der Greis widersetzt sich, er wirft einen langen, schmerzlichen Blick um sich.

— Auf diesem Boden habe ich gelebt, auf diesem Boden will ich sterben! flüstert er und klammert sich an einen Baum mit allen seinen Kräften an.

Schon ertönen Hoßeshufe, eine Kugel, die nach der Gruppe gerichtet ist, welche die beiden Geächteten bilden, schlägt in den Baum ein, welchen der eigensinnige Greis umarmt. Jetzt ist die Flucht unmöglich.

Da treten Kara-Georg Tropfen kalten Schweißes auf die Stirne, sein Haar sträubt sich, sein Blick nimmt einen furchtbaren Ausdruck an, er schreit die schrecklichen Worte: „Nun so stirb lieber, ehe du lebendig in die Hände der Türken fallen sollst!“ Er wirft sich vor dem

Vater auf's Knie, bittet ihn um seinen Segen . . .
und die vom Blute des Vaters rauchende Waffe
in der Hand, läuft er verstört, wahnsinnig vor
Schmerz, hastig nach dem Ufer und verschwindet
in den Fluthen der Sau.

Viertes Kapitel.

Milosch.

Der Fürst Milosch, der Held Serbiens, ist im Jahre 1780 geboren in einer armseligen Hütte des Dorfes Pozerge; sein Vater hieß Tescho und war Landmann, seine Mutter Wischnia, sie hatte von erster Ehe einen Sohn, der Milan Obrenowitsch hieß.

Eine leidenschaftliche Liebe verband die beiden Knaben; dies Gefühl wurde, weit entfernt, mit den Jahren schwächer zu werden, nur immer lebhafter und so groß, daß Milosch den Namen seines Vaters Tescho ablegte, um nur den seines geliebten Bruders zu tragen, er wurde nur unter dem Namen Milosch Obrenowitsch bekannt, den er so berühmt gemacht hat.

Kürzlich sagte ein Serbier zu mir, ein Mann von edlem Herzen, bedeutendem Geiste, der früher in

der fremden Diplomatie hochgestellt war und von dem ich einige genaue Einzelheiten über die Zustände seines Vaterlandes mitgetheilt bekam: — Unter den naturwüchsigen Bevölkerungen bei uns auf dem Lande wird die brüderliche Liebe bis zum Fanatismus getrieben, der Name Bruder ist das heiligste, stärkste der Bande, die andern Familienneigungen treten davor in den Hintergrund. Der Bruder schwört bei seinem Bruder, dieser Schwur ist heilig; und um den wohlthätigen Einfluß der brüderlichen Eintracht auszudehnen, lassen unsere patriarchalischen Sitten die Adoption zu: zwei Mitglieder verschiedener Familien verbinden sich mit einander unter dem Schutze des heiligen Johannes vor dem Altare und nennen sich Brüder in Gott; diese freiwillige Verbindung bekommt dann einen unverletzlichen Charakter und die Bande sind eben so mächtig als die, welche die Blutsverwandtschaft stiftet. Die beiden Adoptivbrüder theilen mit einander mit der heiligsten Genauigkeit die guten und schlechten Tage des Lebens, haben dieselben Interessen, bekommt der Eine Streit, so sicht ihn der Andere mit aus, sie kämpfen neben einander auf den Schlachtfeldern und kommen zusammen triumphirend zurück oder bleiben beide auf der Wahlstatt! Und noch jetzt zur Stunde, trotz Allem, was man versucht hat, um uns zu schwächen, indem man uns theilt, würde ein Dichter in unserm schönen Serbien, mitten im

neunzehnten Jahrhundert noch ein treues Abbild der Sitten der Bibel und des Homer finden.

„Der älteste Sohn des Fürsten Milosch hieß Milan. Der arme Fürst Milan, dies Opfer der Politik, das, wie Sie wissen, jüngsthin eines Morgens auf den Thron gesetzt wurde, um am Abend in's Grab zu steigen!“

Dies sagte zum Schlusse der Serbier mit dem Ausdrucke schwermüthiger Trauer.

Milosch empfing, wie alle Söhne von Bauern, gar keinen Jugendunterricht. Er half seinem Vater beim Landbau, hütete die Heerden und brachte dieselben zwei Mal im Jahre mit seinem Bruder Milan auf die Märkte Dalmatiens, um sie dort vortheilhaft zu verkaufen.

Auf diesen fernen Reisen kam das Kind des Landes in Berührung mit fremden Sitten und Gebräuchen und mit den Einwohnern der Städte. Anfangs war er bloß Zeuge, später aber selbst thätig bei jenen Handelsgeschäften, welche die Habgier der Parteien durch alle Art von List zu compliciren weiß und sah sich so nach und nach in die Praxis des wirklichen Lebens und die Kenntniß der Menschen wie der Dinge eingeweiht. Mit sehr bedeutendem Beobachtungsgeiste begabt, nachdenklich und umsichtig, erwarb er sich in diesen Geschäftsbeziehungen die Kenntniß des menschlichen Herzens, die erste der

Wissenschaften für einen Mann, der dazu bestimmt ist, über Andere zu herrschen.

Nach seinem Dorfe zurückgekehrt, nahm Milosch die gewöhnlichen Beschäftigungen wieder auf, unter welchen ihm die langen Tage dahinflossen; aber diese Gleichförmigkeit drückte ihn! seine Neigungen, sein von Natur ernster Geist ließen ihn keinen Geschmack an den Vergnügungen seines Alters finden. Verwirrte Ideen beschäftigten seine Phantasie, seine Seele drängte sich einem Unbekannten entgegen und dieses Drängen ist die moralische Schwindsucht, welche so viel junge Existenzen unerbittlich untergräbt und aufreißt. Er träumte von Unabhängigkeit, er, der geborne Sklave! er, der Hirt, von Schlachten und von Ruhm! Der Patriotismus, der in seiner Seele heimlich alle Saiten des Herzens bewegte, die edlen Instinkte, welche sich in dem armen Knaben entwickelten, machten ihn in seiner Lage unendlich elend.

Ein unwiderstehliches Bedürfnis nach Einsamkeit bewegte ihn, die verlassensten Orte aufzusuchen, um dort seine Heerden weiden zu lassen und allein zwischen Himmel und Erde gab er sich ganz seiner Lieblingslectüre hin und machte den unbeschreiblichen Leiden seiner Seele Luft, begeisterte sich, seiner selbst unbewußt, indem er mit warmem Ausdrucke die Volkslieder sang, mit deren Klängen er einst eingewiegt wurde. Diese Nationalgesänge oder vielmehr diese klagenden Ergüsse der Sklaven schilderten das

Glück des einst freien Vaterlandes und priesen den Ruhm der Bürger, welche in den Vernichtungskriegen gegen die Türken glorreich für die Vertheidigung der Unabhängigkeit gestorben waren. Seit jenen großen Tagen waren Jahrhunderte vergangen und die heroische Nation jetzt zu einem Haufen von Sklaven geworden.

Und mit geschwellter Brust, das Auge voll Thränen, schwang der begeisterte Knabe seine Hirtenpeitsche und rief:

— Auch ich will gegen die Türken fechten, werde mein Land rächen, wenn ich groß bin!

Sagte eine innere Stimme dem kleinen Hirten, daß der Platz, welchen der Zufall ihm angewiesen, seiner nicht würdig sei, daß er solche ungeheure Thaten träumte? War es Ahnung einer andern Zukunft, daß das eifrige Kind, vermöge hartnäckigem Eifer, ohne Hülfe lesen gelernt hatte, eine damals bei dieser Volke unbekanntes Wissenschaft?

Alle Augenblicke, welche er seinen ländlichen Beschäftigungen abmüßigen konnte, verwandte er dazu, Linie für Linie die alten Nationalchroniken zu verschlingen, Schätze, die der türkischen Polizei entgangen waren und in den Familien sorgsam aufbewahrt wurden. Und wenn in den Winternächten die Greise nach ihrem Vorrechte die von Menschenalter zu Menschenalter überlieferten Traditionen wiedererzähl-

ten, von der vergangenen Größe des Vaterlandes sprachen, dann blieb der kleine Milosch, von dem Reize der Erzählung gefesselt, staunend und unbeweglich und heftete die Augen auf den Erzähler . . .

Einmal erzählte sein Großvater, während rings Alles ein frommes Schweigen beobachtete, die schöne Volksfage vom Königssohne Marko: wie er durch den Fluch seines Vaters zu dem nichtswürdigen Entschlusse gebracht wurde, sich zum Vasallen der Türken zu machen, wie er, von Gewissensbissen verfolgt, in der berühmten Schlacht von Kovini, welche die Türken den Walachen lieferten, sich in die Mitte der Bataillone seiner Brüder stürzte, die er zu jener verhängnißvollen Stunde als Feinde bekämpfen mußte und den Ruf der Verzweiflung ausstieß: „Gott sei mit mir und möge er es zulassen, daß ich der Erste bin, der in diesem verruchten Gefechte stirbt!“

— Sein Gebet wurde erfüllt — fügte der Greis hinzu — Marko hatte ein großes Verbrechen begangen, sein Tod hat es gesühnt: Friede seiner Seele!

— Ewige Schmach Marko, dem Königssohne! rief entrüstet der Knabe aus, der, an den Lippen des Erzählers hangend, begierig der Legende gehorcht hatte.

— Still, Miloſch! — ſagte ſein Vater Teſcho ſtreng zu ihm, — Gott hat ihn gerichtet!

— Wer ſein Vaterland verräth, für den kann eß weder im Himmel, noch auf Erden Verzeihung geben! — antwortete der Knabe mit begeiſtertem Tone.

Fünftes Kapitel.

Die beiden Brüder.

Diese Aufregung, dieses frühe Vaterlandsgefühl wurde bei Milosch durch seinen Bruder genährt. Der stolze und ungestüme Charakter Milan's ertrug nur mit Mühe die Fesseln der Sklaverei; ehrgeizige Gedanken umschwärmten ihn von allen Seiten und das Kind von zwölf Jahren war der Vertraute der kühnen Pläne und Hoffnungen des jungen Mannes von zwanzig.

Bei diesem Knaben mit der breiten Stirn, dem sinnenden Blick, der Neigung zum Ernst, fand sein Bruder eine ganz der seinigen ähnliche Organisation: eine unruhige Seele, kräftige Fähigkeiten, das instinktmäßige Verständniß anderer Menschen, anderer Dinge, einer andern Bestimmung als die, ewig den Nacken vor den feigen Verfolgern des häuslichen Heerdes, den wüsten Bedrückern des Vaterlandes zu beugen!

Aus den Lehren, welche er von dem glühenden jungen Mann empfing, der einer der Ersten war, der gegen die Dahiä aufstand und durch seine Tapferkeit zu dem hohen Posten eines Hospodars von Rudnick, Poscheka und Usika gelangte, schöpfte Milosch einen tiefen Haß gegen jede Unterdrückung. Die lange Unterwerfung seiner Väter unter das verhaßte Joch, welches wie ein Mantel von Blei seit so viel Jahrhunderten auf der Nation lastete, empörte ihn, er begriff sie nicht . . . und Milan unterhielt bei dem Knaben die Anlagen zur Empörung, dem Traume seines Lebens.

Jedes Mal, wenn sie von einigen partiellen Aufständen sprechen hörten, sehnte sich das Herz der beiden Brüder nach den aufrührerischen Gegenden und die Hoffnung klärte den traurigen Ausdruck ihrer Stirn auf; wenn aber dann das Schwert des Moslems die Ordnung unter diesen unglücklichen Völkerschaften wieder hergestellt hatte, die den furchtbaren Gesetzen der Eroberung gehorchen mußten, dann trat eine düstere Verzweiflung an die Stelle jener flüchtigen Freude.

Und diese Stimmung war wesentlich unter der ganzen jungen Generation Serbiens verbreitet. Jeder empfand dieses Mißbehagen, diese Bedrängniß, Alle fühlten in sich die schmerzvolle Erinnerung an die frühere Unabhängigkeit der Nation und empfanden die jetzige Knechtschaft um so tiefer. In den

lehtverfloffenen Jahren hatte der von den Heiducken unternommene Krieg, ihr erfolgreicher Kampf gegen die Türken viel Hoffnungen rege gemacht, aber seit dem Verluste ihres kühnen Anführers, Kara-Georgs, der seinen Kopf, auf den ein Preis gesetzt war, der Hinrichtung entzogen hatte, nahmen die Heiducken entmuthigt wieder ihre Gewohnheiten als Parteigänger an und die Bewohner der Ebenen, die nun auf ihre eignen Geschäfte beschränkt waren, sanken wieder in das Nichts zurück.

Aber neben dem Geiste des Aufruhrs, der unter den Serbiern täglich Fortschritte machte, existirte unter den Türken selbst noch ein anderes Element der Empörung: es war dieß der Ungehorsam der im Lande befindlichen Janitscharen. Der Pascha von Belgrad fürchtete sie in seinem Paschalik eben so sehr, als der Sultan in Constantinopel.

Seit dem lehtern Kriege zwischen Oesterreich und der Pforte, in welchem die Janitscharen außerordentliche Dienste geleistet und sich glänzend ausgezeichnet hatten, waren sie anmaßender als jemals geworden und kannten gar keine andere Autorität als die ihrige, besonders in den von Constantinopel entfernten Provinzen.

In Bulgarien und den Gebirgen des alten Macedoniens hatten sich unter dem Befehle von Janitscharen, an deren Spitze der berühmte Paswan-Dglu, der Pascha von Widdin stand, Banden gebildet,

welche sich theils aus den Heiducken oder griechischen Klephten, theils aus mißvergnügten Türken rekrutirten; diese Banden, an das Waffengewerbe gewöhnt, verkauften ihre Dienste bald an einen rebellischen Pascha, der sich gegen die Pforte empört hatte, bald an eine Provinz, die sich im Aufstande gegen den Pascha befand. Es war ein Zusammenlauf von Söldnern und Parteigängern aller Nationen, Christen und Muselmänner.

Diese Banden führten auf eigene Rechnung Krieg, plünderten und raubten an allen Orten, wo sie durchkamen. Diejenigen, welche sie zu ihrem Kriegstheater wählten, mußten willkührliche Abgaben an sie entrichten, Frohndienste thun, und die serbischen Bevölkerungen, welche häufig die Opfer ihrer Bedrückungen wurden, hatten auf diese Weise doppelte Last zu tragen, da andererseits das eiserne Joch der räuberischen türkischen Behörden sie nicht schonte.

Das unglückliche Serbien hatte den höchsten Grad materiellen Elends, moralischer Bedrückung erreicht; es war so weit gekommen, daß es nur eine minder unerträgliche Lage von verzweifelten Anstrengungen erwarten konnte.

Deshalb deuteten unerklärliche, aber mächtige Anzeigen darauf hin, daß die Stunde der Befreiung nahe . . .

Seit einiger Zeit bewegte ein geheimnißvoller Hauch, der von Westen kam, die hundertjährigen Eichen der

Wälder Schumadia's und drang scharf und reizend in alle gebrochenen Herzen! Die Greise selbst, bei denen die lange Gewohnheit des Unglücks, die Resignation, diesen Tod der Seele herbeigeführt hatte, ließen bittere Klagen, seltsame Reden hören . . . die alten Volksballaden, welche sonst nur schüchtern Abends recitirt wurden, sang man jetzt mit lauter Stimme in den Hütten, auf den Feldern, auf den Gassen und statt der schwermüthigen Trauer, welche diese Lieder sonst hervorbrachten, riefen sie jetzt Freude und Vertrauen in allen Seelen wach. Die Guzla, die melancholische Harfe des gefangenen Volkes, erklang jetzt in kriegerischen Tönen, Prophezeihungen verkündeten Kämpfe, in denen stromweis das Blut der Moslems fließen würde . . .

Woher kam dieser Hauch, der alle Phantasien elektrisirte, der einen ungemäßigten Durst nach Freiheit, nach Rache, ein unwiderstehliches Bedürfniß der Veränderung, der Bewegung, des lauten Lärms in allen Herzen hervorrief? Niemand wußte es und doch waren Alle seinem Einfluß unterworfen. Jeder hörte in seinen Innern jene geheime Stimme, welche unterdrückten Völkern zuruft: Steht auf, es ist Zeit! . . .

Die serbische Nation athmete durch alle Poren Krieg: noch war es nicht die wüthende, schrankenlose, lärmende Empörung, sondern das ferne Geschwirr zorniger Stimmen, drohender Rufe, das un-

schreibliche Flüstern, welches dem Ausbruch der Volkswuth vorhergeht . . . Das Jahr 1792 hatte begonnen . . .

Das Grollen des furchtbaren Sturmes, der in Frankreich ausbrach, hallte selbst im Orient wieder und erschütterte den brennenden Boden Serbiens bis in seine Eingeweide.

Die serbische Insurrection war eine von den unendlichen Verzweigungen jener großen französischen Revolution, welche durch die ganze Welt gehen sollte.

Sechstes Kapitel.

Der Aufstand.

Der serbische Aufstand, der 1796 in ganz Europa kund wurde, ist eine der interessantesten Epochen in der Geschichte so vieler Nationen, welche durch das unwiderstehliche Recht der Gewalt unterjocht worden sind und mit den Waffen in der Hand nicht aufgehört haben, gegen die Tyrannei und den Verlust ihrer Freiheiten zu protestiren. Unaufhörliche Verschwörungen, Empörungen, Aufstände sind, so zu sagen, die ganze Geschichte der unterdrückten Völker, alles Uebrige ist nur ein erstickter Seufzer, ein gleichförmiger Klang von Ketten, ein weithin schallender Ruf der Verzweiflung.

Endlich hat das serbische Volk in Masse das Haupt erhoben. Die Stunde des allgemeinen Aufstandes, der früher von Kara-Georg in den Wäldern Schumadia's vorbereitet wurde, hat geschlagen.

Wer nur im Stande ist, ein Gewehr zu tragen, steht aufrecht mit der Waffe im Arm: Alle haben auf das Crucifix am Fuße der Altäre geschworen, nicht eher das Schwert der Vernichtung ruhen zu lassen, als bis der vaterländische Boden von dem verruchten Joche des Halbmondes befreit ist.

Die grausamen Bedrückungen der Janitscharen haben endlich das Maas gefüllt und die Resignation der Heerde von Sklaven ist zu Ende gegangen. Ein furchtbarer Ruf ist von einem Ende Serbiens bis zum andern erklungen; am bestimmten Tage bedecken wie durch ein Wunder bewaffnete Soldaten die Ebenen, die Städte und selbst die kleinsten Dörfer, und überall stehen aus den Reihen des Volkes geschickte und unerschrockene Führer auf, Riesen, wie sie zu den Zeiten großer politischer Bewegungen aus der Erde hervorzuwachsen scheinen, eigens für die Bedürfnisse des Augenblicks, für das Ungeheuer der Unternehmungen bestimmt.

Der Kampf hat begonnen, ein Kampf ohne Schonung, auf Tod und Leben, ohne Waffenstillstand, ohne Erbarmen, ein Kampf zwischen Sklaven und Herren. Auf beiden Seiten wird unerbittliche Vergeltung geübt. Der Himmel ist verdunkelt von Pulverdampfe, das Blut fließt in Strömen und die Prophezeihungen der Greise sind erfüllt.

Da erscheint Kara-Georg wieder.

Er hatte eine Zuflucht in Ungarn gesucht; von

dort aus konnte er leicht mit den thatkräftigen und entschlossenen Männern seines Landes in Verbindung bleiben; aber zu gleicher Zeit hatte er, um alle Kenntnisse zu erwerben, welche ihm zur kunst- und regelmässigen Führung noch fehlten, in einem ungarischen Regimente Dienste als Unteroffizier genommen: seine Verbannung war für die Sache seines Vaterlandes also nicht ohne Nutzen gewesen. Sobald die ersten Gefechte losgegangen sind, stellt sich Kara-Georg in die Reihen seiner Brüder und jetzt, wie früher bei den Heiducken, denkt Niemand daran, ihm den Oberbefehl streitig zu machen.

Augenblicklich haben sich um ihn die Männer geschaart, welche zuerst das Banner der Empörung erhoben und vereinigen schon unter ihren Befehlen verschiedene Insurgentencorps: Milan Obrenowitsch von Pozerge; die unternehmendsten Anführer der Heiducken: Glawasch und Weliko, Jacob Wedadowitsch und der Pope Lucas Lazarewitsch, welcher Letztere das Land jenseits der Kolubrara aufgewiegelt hat und ferner alle Andern, die auf ihre eigne Hand Horden von Parteigängern gebildet.

Kara-Georg ist der oberste Heerführer des Aufstandes.

Die ersten Operationen der Empörer werden mit wunderbarer Genauigkeit und außerordentlichem Verstandniß des Kriegshandwerks geführt und von glänzendem Erfolge gekrönt; sie entscheiden über das

Schicksal des Aufstandes. Bei jedem Zusammen-
treffen, in allen gelieferten Schlachten werden die
muselmännischen Truppen geschlagen, vernichtet, die
türkischen Behörden aus den Städten verjagt, an
jedem Tage verloren die Türken an Gebiet und ihre
Niederlassung in Serbien beginnt schwankend zu
werden.

Nicht etwa einzelne Banden sind es, losgetrennt
vom Volke, welche die ottomanische Herrschaft zu
unterdrücken und als Sklaven wieder der Peitsche
gehorsam zu machen hat und die wenige Tausende
von Constantinopel² gesandte Soldaten¹, wenn man
will, wieder zur Vernunft bringen könnten: es ist die
ganze Nation, aufstehend wie ein Mann und ihren
Bedrückern kühn ins Gesicht sehend! Es sind voll-
kommen organisirte Heerestheile, nicht sowohl furcht-
bar und unbesieglich durch ihre Menschenzahl, als
durch die Standhaftigkeit ihrer Bestrebungen, durch
den verzweifelten Heroismus, mit welchem sie ihr
Leben der Sache des Vaterlandes zum Opfer bringen

Zehn Jahre des Kriegs und unablässiger Ge-
fechte von 1796 bis 1806 hindurch war ein Soldat,
ein Mann groß geworden, dessen Name fast eben
so sehr volksbeliebt wurde, als Kara-Georg's. Von
den untersten Graden der Armen, in welche er mit
sechzehn Jahren getreten, war er bald einer der ersten
Hauptleute des Aufstandes geworden: tapfer unter
den Tapfersten, mit kaltblütigem Muthe begabt, mit

dem schnellen und sichern Blicke, der große Heeresführer macht, hatte er seiner Waffengefährten Vertrauen und Bewunderung und im Rathe ein Ansehen errungen, welches durch seine hohen Fähigkeiten, wie durch seine glänzenden Dienste gerechtfertigt wurde. Selbst neben Kara = Georg hat Milosch Obrenowitsch sich ausgezeichnet und den Türken bemerklich gemacht, welche ihn als einen der geschicktesten und furchtbarsten Anführer des Aufstandes betrachteten.

Indessen waren soviel heroische Bestrebungen, so viel vergossenes Blut nicht unnütz. 1806 besizen die Türken, Schritt vor Schritt zurückgetrieben, nichts mehr als die Festungen, aus denen sie nicht mehr heraus können; die Insurgenten sind Herren der nicht befestigten Dörfer und Städte; Serbien athmet auf.

Nun machte sich das Bedürfniß einer regelmäßigen bürgerlichen Gestaltung geltend, die mit der militärischen Autorität gleichen Schritt ginge, welche letztere bisher die einzige gewesen war. Kara = Georg beherrschte durch das Uebergewicht seines großen Charakters, die Macht seines Ruhmes Alles, was ihn umgab; der Strahlenschein, in welchem er der Nation von seinem Beginn bei den Heiducken erschienen war, die glänzenden Dienste, welche er in der neuesten Zeit seinem Vaterlande geleistet, hatten ihm schon

lange seine Stelle zugewiesen; Kara-Georg wurde einstimmig zum Oberhaupt der Regierung gewählt.

— Aber ich verstehe nicht zu regieren, entgegnete er ganz ehrlich; denn an diesem Manne war Alles Wahrheit und Aufrichtigkeit, das Schöne wie das ihn Verunzierende.

— Wir werden dir rathen! sagten die Knäsen.

— Aber mein zorniges Temperament macht mich wenig geeignet, andre Leute, als Soldaten, zu kommandiren: ich werde kein Gefallen an vielem Sprechen finden. Meine Pistole wird mehr als einmal die Râsonneurs richten; ich sage Euch das voraus.

— Strenge ist nothwendig, antwortete man ihm.

— Nun gut, so sei's! . . . Milosch, fügte er hinzu, seine breite Hand auf dessen Schulter legend, du mein Kind, der du klug und vorsichtig bist, du sollst mir beistehen!

Beifallsjauchzen und Freudengeschrei des Volkes folgte auf die Worte Kara-Georgs, der sogleich mit der uneingeschränkten militärischen und bürgerlichen Diktatur ganz Serbiens bekleidet wurde.

Siebentes Kapitel.

Kara: Georg auf dem Throne.

Einen merkwürdigen Anblick bietet diese wilde, ungezähmte Natur dar, wie sie mit den Fesseln der Civilisation und den Erfordernissen einer regelmäßigen Ordnung der Dinge in Conflict geräth.

Kara-Georg blieb auf dem Throne für seine Person heftig und schwach, düster oder thöricht lustig, freigebig und geizig, gut und grausam, billig und ungerecht, stets phantastisch, stets seltsam.

Bisweilen sah man ihn mehrere Tage lang in sich selbst versunken, ohne ein Wort hervorzubringen, an den Nägeln kauend. Sprach man mit ihm, so wandte er den Kopf ab, ohne zu antworten. Am andern Tage tanzte er auf einem Dorffeste den Kolo mit der Hingebung eines Kindes. Er verachtete den Luxus und den Schimmer, und auf der Sonnenhöhe seines Glückes fuhr er fort, bäurische Kleidung,

seinen alten Pelz und seine schwarze Mütze zu tragen. Während er die höchste Gewalt ausübte, ging seine Tochter Nausikaa mit den andern jungen Mädchen des Dorfes und schöpfte an dem Brunnen Wasser. In Topola hätte man ihn für einen einfachen Landmann gehalten, er bebaut den Boden mit seinen Leuten oder leitete das Wasser nach einer Mühle hin; andere Male wieder fischte er mit seinen Nachbarn in der Tasenika, er pflügte und säte selbst.

Georg liebte Ordnung und Regelmäßigkeit; zu schreiben verstand er nicht (kaum lesen) und Alles war in seinem Kopfe mit der kleinlichsten Genauigkeit geregelt. Mit Ungeduld ertrug er die Langsamkeit der Kanzeleigeschäfte, indessen ließ er ihnen freien Lauf, aber sobald die Sachen die verschiedenen Stufen der Richterstellen durchlaufen hatten und endlich an ihn gelangten, war seine Gerechtigkeit schnell und furchtbar. Sein einziger Bruder, der wahrscheinlich glaubte, sich alles straflos erlauben zu können, beging eine Gewaltthat an einem jungen Mädchen . . . Kara-Georg ließ ihn an der Thür seines Hauses hängen.

— Wir haben nicht tödtlichen Krieg mit Leuten geführt, die Weiber beschimpfen, um sie nur selbst zu nothzüchtigen: ihm ist geworden, was er verdient hat, sagte er.

Eines Tages saß er in einem Saale, in dem er gewöhnlich sein Mahl einnahm, bei Tische. Seuf-

zer dringen an sein Ohr und unter mehreren Stimmen, welche seinen Namen aussprechen, hört er, daß einer von seinen Dienern die Klagenden auffordert wiederzukommen, bis der Herr gegessen haben würde. Aber dieser furchtbare Kara-Georg nahm zu jeder Stunde die Reklamationen an, welche an ihn gerichtet worden, und sprach, wenn es möglich war, auf der Stelle Recht, Niemand ging von ihm, ohne gehört werden zu sein; er steht auf, stürzt nach der Thür und öffnet sie mit Hestigkeit . . .

Augenblicklich wirft eine Frau, von fünf kleinen Kindern umgeben sich ihm zu Füßen, und ruft:

— Gerechtigkeit, Georg, Gerechtigkeit für uns armen Leute!

— Steh auf, Weib, nur vor Gott soll man sich erniedrigen! sagt er strenge zu ihr.

Als diese, erschreckt über diesen rauhen Befehl, ihm gehorcht hat, versetzt er wieder:

— Was willst du von mir? wer hat dir Böses gethan?

Nun erzählt ihm die arme Betrübte, von Schluchzen unterbrochen, daß der Pope den sterblichen Ueberresten ihres Mannes das Gebet und das Leichenbegräbniß versagt hat, weil sie nicht so viel Geld habe, die Kirchenkosten zu zahlen, und daß der Mann wie ein Hund begraben worden sei.

— Ist das auch gewiß wahr? fragte Georg.

— Ich schwöre es bei Christus! ruft das arme Weib.

— Geht nach Hause, meine Kinder: Gerechtigkeit soll geübt werden!

Er läßt augenblicklich den Priester holen.

— Vater, sagt er zu ihm mit schlaudem Tone, wie ich habe sagen hören, haben Sie unsere heilige Mutter, die Kirche, nicht um ihre Gebühren kommen lassen wollen, das ist sehr gut von Ihnen . . . Da nun der Clerus Nichts verlieren darf, so beeile ich mich die Schuld unsers Bruders zu bezahlen, der gestorben ist, ohne daß er so viel hatte, um sich beerdigen lassen zu können.

Und er nahm einige Geldstücke aus der Tasche, welche der Pope, sich bis zur Erde verneigend, empfing.

— Und nun, fügte er mit seiner Donnerstimme hinzu, nun, du Priester ohne Eingeweide und Erbarmen, durch deine schmutzige Habgier unwürdig, den Namen eines Christen zu tragen, jetzt sollst du den Lohn für deine ruchlose Handlung empfangen.

Darauf wandte er sich an seine Nonnen, die ihn niemals verließen und zu gleicher Zeit seine Leibgar- den und die Vollstrecker der Urtheile waren, die er als Diktator gab:

— Ich befehle, daß man diesen Priester lebendig neben dem Leichname des Mannes begrabe, dem er das Almosen seiner Gebete versagt hat.

Alles das ist schrecklich . . . das Studium des unerklärlichen Räthsels, welches man das menschliche Herz nennt, ist schrecklich . . . Und war es

nicht doch ein instinktmäßiges Gefühl für Menschlichkeit und Recht, welches diesem Manne seine furchtbaren Urtheile diktirte?

Zorn und Rache, diese in Kara-Georgs Herzen so mächtigen Leidenschaften, machten ihn grausam. Gewöhnlich war er gut; wieder zu Besinnung gekommen, weinte er und verfluchte seine Wuth; er wußte zu vergeben und zu verzeihen, aber nur die ihm persönlich zugefügten Beleidigungen; für das Unrecht an Andern aber strafte er mit unerbitterlicher Strenge, wie es die folgende Thatsache beweist.

An einem der heiteren und köstlichsten Abende des Orients waren Kara-Georg und seine Familie auf einem Rasenhügel versammelt, der, mit hohem Eichengebüsch und blühenden Hecken umgeben, in leisem Abhange zu der ländlichen Wohnung des Souveräns von Serbien sich herabneigte und sie vor den Nordwinden schützte: Kara-Georg lag halb auf dem Rasen, hatte den Kopf auf den einen Arm gestützt, sein Windspiel zu seinen Füßen und rauchte seine lange Pfeife, indem er mit froher zufriedener Miene seinen Blick auf die anmuthige Gruppe richtete, welche einige Schritte von ihm Selika, seine treue Braut, die er geheirathet hatte, noch immer schön, Nausikaa, seine blonde Tochter mit den schwarzen Augen, beide einen Binsenteppich flechtend und Tzerni, sein jüngster Sohn, bildeten, der bei den Frauen

stand und sich übte mit dem Bogen nach den auf der Mauer sitzenden Vögeln zu schießen.

Zwei Nomken bringen seinen Mann herbei, um dessen Hals zwei Bündel Getreide hängen, steigen mit ihm den Hügel herauf, treten vor Georg hin und sagen:

— Hier haben wir deinen Getreide-Dieb: da ist er!

Kara-Georg fragt den Menschen mit ruhigem Tone, warum er das Getreide gestohlen, daß er ja gesät, um seine Familie zu ernähren.

— Um die meinige zu nähren! antwortete er entschlossen.

— Du hättest zu mir kommen sollen und sagen: Georg, ich bin in Noth, und was du feige entwendet, hätte ich dir geschenkt. Und mit einer Gebärde der Verachtung winkt er dem Manne, daß er sich zurückziehen könne, indem er hinzufügt:

— Geh, und komme nicht wieder!

— Aber das andere Bündel hat er auf Suwan's Felde gestohlen . . . sagten die Nomken, die beauftragt waren, sorgfältig den Getreidedieben nachzuspüren.

Bei dieser neuen Anklage springt Kara-Georg auf, richtet sich in der ganzen Höhe seiner großen Gestalt vor dem Manne auf und sagt mit funkelnden Augen und furchtbarer Stimme zu ihm:

— Glender, Jemanden zu bestehlen, der ärmer ist als du!

— Ich habe genommen, wo ich etwas fand, um meiner Frau und meinen Kindern zu essen geben zu können, antwortete der Mann, ohne eine Bewegung zu verrathen.

— Wuf, sagt Georg zu einem der Nonnen, von heute Abend an trägst du jeden Tag aus meinem Hause der Wittwe und den Waisen dieses Mannes ein Brod hin.

Darauf reißt er aus seinem Gürtel eines von beiden Pistolen, die ihn niemals verließen, er zieht den Hahn auf, zielt nach dem Manne und ruft ihm mit schrecklichem Tone noch die Worte zu:

— Du hast das Gebot Gottes überschritten! du sollst nicht nehmen deines Nächsten Gut . . . der Spitzbube soll gerichtet werden!

Die Kugel geht ab, trifft einen Baum, der etwas links steht, prallt zurück und trifft das schöne Windspiel, welches tödlich verwundet wird.

Selika hatte sich zwischen das Opfer und seinen Richter geworfen, so daß er den Arm von der Seite wenden mußte, der niemals sein Ziel verfehlt . . .

Beim Anblicke seines Hundes, seines treuen unzertrennlichen Gefährten, der krampfhaft mit den Beinen zappelt und klagendes Gestöhne von sich giebt, wirft Kara-Georg die entladene Pistole von

sich, ergreift die andere und ruft brüllend seinem Weibe zu:

— Auf's Knie, Sklavin! du sollst den Lohn deiner Verwegenheit empfangen!

— Ja, über mich, deine Sklavin, hast du das Recht über Leben und Tod, aber nicht über einen deiner Brüder, Georg, sagt sie muthig zu ihm.

Die beiden Kinder umschlingen die Mutter mit den Armen, während diese vor ihrem Manne auf's Knie sinkt.

Der Arm Georg's ist niedergesunken. Unbeweglich, die Augen auf den Boden geheftet, kämpft er gegen seine wilde Natur . . . Einige Minuten vergehen so. Endlich richtet sich sein Blick wieder auf seine Frau und Kinder, welche einander in den Armen liegen und schluchzen, er scheint aus einem Traume zu erwachen, geht gerade auf sie zu, hebt sie auf, drückt sie an sein Herz und sagt zu ihnen:

— Ich gäbe all' mein Blut für dich hin, Selika . . . aber ich kann mich nicht mäßigen . . . Bei Jesus, seid doch vorsichtiger, Ihr andern!

Sehr selten gelang es ihr so, die Abschweifungen dieses ungestümen Charakters zurückzuhalten. Wie alle Frauen des Orients war sie gegen ihren Mann ganz unterwürfig und ertrug ohne Klage seinen Jähzorn. Häufig flehte sie für Andere um Erbarmen und setzte sich edelmüthig seiner Wuth

aus in der hochherzigen Absicht, ihm ein öffentliches Unrecht zu ersparen.

Auf den Schlachtfeldern war Kara-Georg ein Riese; in den Verhältnissen des Privatlebens verkleinerte er sich zu der größten Gewöhnlichkeit.

Achtes Kapitel.

Kara-Georg und Milosch.

Die serbische Nation hatte einen Theil ihres väterlichen Bodens wieder errungen, sie feierte die Wiedergeburt ihrer Nationalität, aber Nichts war bei diesem seit Jahrhunderten einem fremden Joche unterworfenen Volke organisirt, Alles mußte geschaffen werden. Bei dieser Arbeit der innern Organisation entwickelte Milosch plötzlich wunderbare Fähigkeiten.

Eine faktische, während des Krieges eingesetzte Macht existirte, es war die der Voivoden oder Militäroberhäupter. Jeder von ihnen war mit einer mehr oder minder zahlreichen Truppe waffenkundiger Männer umgeben, die Nomken hießen und nur von ihrem respektiven Oberhaupte Befehle empfangen; sie hatten ferner unter ihren Befehlen einen oder mehrere Distrikte und erkannten die Oberherr-

schaft Kara-Georgs an. Um zu verhindern, daß die Autorität der Woivoden sich zu sehr ausdehne und drohend werde, schuf Kara-Georg einen Senat, der aus so viel Mitgliedern bestand, als es Woivoden gab, durch die verschiedenen Distrikte gewählt wurde, mit Vorbehalt der Genehmigung der Wahlen von Seiten Kara-Georgs. Dieses Gegenwicht, welches von Milosch angerathen wurde, hatte ursprünglich ein gutes Resultat, aber wurde endlich doch neutralisirt, indem sich Coalitionen bildeten zwischen den ehrgeizigen Woivoden einerseits und andererseits den mit dem Ansehn Kara-Georgs unzufriedenen Senatoren.

Kara-Georg war nicht der Mann, mit Agitatoren viel Umstände zu machen. Mehrere Male, als er mit den Verordnungen des Senats unzufrieden war, versammelte er seine Nomken und befahl ihnen, ihre Gewehre auf den Versammlungssaal des Senats zu richten: „Bringt mir diese Schwärzer hinaus, sagte er zu ihnen, es ist ganz leicht in einem wohlgevärmten Zimmer Gesetze zu machen; aber wer wird gegen die türkische Armee marschiren, wenn sie wieder erscheint? Niemand anders als wir . . .“

Indessen hörten die Intriguen nicht auf, unaufhörlich untergruben sie die vollziehende Gewalt. Georg, der übrigens die unaufhörlichen Feindseligkeiten der Türken abzuwehren hatte, kam auf den Gedanken, gegen diese Ehrgeizigen, welche sein Ansehn bedroh-

ten, einen Schutz zu suchen und wandte seine Blicke nach Rußland hin.

Bei dieser Gelegenheit offenbarte sich zum ersten Male eine Uneinigke't zwischen Kara-Georg und Milosch, der trotz seiner Jugend einer der einflußreichsten Männer der Regierung geworden war.

Die feste Meinung des Letzteren ging dahin, man müsse sich einzig und allein auf die Nation, auf das Volk stützen und nöthigenfalls mit der Türkei, welche durch die erlittenen Verluste entmuthigt sei, ein ehrliches Arrangement treffen, indem man ihr allerdings die Suzeränität über Serbien belasse, dem letzteren Lande aber erlaube, und zwar müsse das Hauptbedingung sein, sich nach seinen eigenen Gesetzen und mit Behörden seiner Wahl selbst zu regieren. Aber er wollte nicht, daß Rußland, dessen Einfluß grade hinter den zu vereitelnden Intriguen versteckt schien, berufen werde, sich in die inneren Angelegenheiten des Landes zu mischen. Milosch hatte eine richtige Ahnung der Zukunft vor den Augen . . .

Kara-Georg dagegen sah nicht weiter als in die nächste Nähe. Da er bemerkte, wie die von dem Senate und den Voivoden genährte Opposition von dem russischen Einflusse erhalten wurde, so wollte er das Uebel an der Wurzel angreifen und diese Macht in sein Interesse ziehen, indem er sich unter ihren Schutz stellte. Das war der große Fehler Kara-Georgs, der auch seinen Sturz herbeiführte.

In der That, wenn die serbische Nation nur ein Anhang der russischen werden sollte, war sie bestimmt, im Falle von Feindseligkeiten zwischen Rußland und der Pforte, beständig geopfert, vielleicht sogar der Preis ihrer Versöhnung oder die Bedingung ihrer Verträge zu werden, ganz gewiß aber niemals etwas dabei zu gewinnen. Dies geschah auch und mit bewunderungswürdigem Instinkte hatte Milosch es vorausgesehen.

Kara-Georg wurde grausam enttäuscht in den Hoffnungen, welche er auf die bereitwillige Intervention Rußlands gesetzt hatte. Man möchte sagen, daß zu gleicher Zeit durch die Thür, welche ihm unvorsichtig geöffnet worden, ein böser Genius mit Rußland hereingekommen war . . . Ueberall sieht man Zwiebracht, die Opposition scheint neue Kräfte gewonnen zu haben und als die innere Verwaltung zu diesem betrübenden Zustande der Schwäche herabgesunken war, da hört die Art von Protectorat, welches Rußland moralisch ausgeübt, grade zu der Zeit auf, wo die Pforte sich erholt.

Die Ereignisse, welche den mächtigsten Thron der Erde umstürzten, mußten auch den Sturz desjenigen herbeiführen, auf welchen sich jener andere glückliche Soldat, Kara-Georg, gesetzt hatte. Rußland, dessen Alliance Kara-Georg 1811 seine Popularität unter dem serbischen Volke geopfert hatte, welches die Russen verabscheute, Rußland machte im Mai

1812, von Napoleon bedroht, Frieden mit der Türkei. Da diese ihre Kräfte nicht mehr gegen die im Orient von da ab sehr furchtbare Macht anzuwenden hatte, sah sie das Feld frei und die unglücklichen Serbier mußten aufs Neue darauf denken, ihre so theuer erkaufte Unabhängigkeit zu vertheidigen und die Waffen wieder zu ergreifen.

Zu Gunsten Serbiens war in dem Friedensvertrage von Rußland nichts stipulirt und die Pforte ergriff die Initiative des Krieges gegen Serbien . . .

Aber dieß Mal war der Sultan entschlossen, großartige Bestrebungen zur Eroberung Serbiens zu machen. Fünfzigtausend Mann rückten unter dem Befehle Kurschid Pascha's ins Feld. Kara-Georg kann ihnen nur zwanzigtausend Mann regelmäßiger Truppen entgegensetzen. Zu dieser Stunde verräth ihn das Glück. Seit 1806 hat sein Stern zu erbleichen begonnen, die inneren Uneinigkeiten sind immer größer und mächtiger geworden, die Begeisterung, welche die Wunder der ersten Kriege hervorriefen, ist in den Herzen ermattet. Wie es immer geschieht, hat sich mit dem Glücke der Egoismus bei denen eingestellt, welche sich erhoben haben und nur bei denen, welche unten geblieben sind, findet sich noch Selbstverläugnung und Ergebenheit fürs Vaterland.

Die Jahre 1812 und 1813 sind für Serbien nichts als eine Reihe von Unglücksfällen, die Türken haben ihre verlorenen Stellungen wiedergenommen

und machen Miene zu furchtbarer Vergeltung. Die Seele der Anführer wird von Furcht ergriffen, denn unter Furcht muß man jene Mattigkeit, jene Demoralisation verstehen, welche zugleich den Wunsch und die Hoffnung auf Sieg rauben. Jetzt hat Jeder von ihnen etwas zu verlieren . . . Jeder sinnt nur auf Mittel, die erworbenen Schätze zu sichern und seine Person vor Gefahr zu schützen, auf diese Weise also sich ganz von dem allgemeinen Interesse, von der Sache der Nation abzuschneiden.

Alle Anführer der Insurrection, alle durch sie emporgekommenen Hospodaren, die Nutzen gezogen hatten von den Triumphen des Aufstandes, einen einzigen Mann ausgenommen, Milosch, der entrüstet sich weigerte, seiner eigenen Ehre untreu zu werden, Alle flohen nach Oesterreich, wo sie beim Cabinette die Erlaubniß erbettelten, verachtet und erniedrigt daselbst leben zu dürfen.

Kara-Georg selbst, der seine Erhöhung nur der Nation verdankte, Kara-Georg flieht aus seinem Vaterlande, er verläßt feig den Posten, den ihm seine Brüder anvertraut, läßt sie der Grausamkeit eines gereizten Siegers ausgesetzt und flieht nach Rußland.

Er wurde gut aufgenommen. Der Sturz eines solchen Mannes mußte den Ruin eines ganzen freien Volkes herbeiführen . . . Kara-Georg, der Unglückliche, wird in Rußland gefeiert, man schmeichelt ihm,

schmückt ihn mit Orden und giebt ihm eine Pension . . .

Aber sein unruhiger Geist, vielleicht Gewissensbisse, vielleicht auch ein furchtbares Verhängniß, oder vielleicht auch der rächende Arm Gottes trieb ihn an, nach Serbien zurückzukehren, wie Einige sagen, um einen Versuch zur Wiederbelebung des Aufstandes zu machen, nach Anderen, um eine große Summe Geldes, welche er in einem Felde vergraben, wegzuholen.

Sorgfältig verkleidet, kehrt der gefallene Held schmachvoll Nachts auf sein vaterländisches Gebiet zurück! Hatte man ihn vorher schon denunciirt? . . .

Am andern Tage wurde Kara-Georg in Belgrad gehängt.

Neuntes Kapitel.

Der Palmsonntag 1815.

Kara-Georg, der Riese der serbischen Insurrection, ist nicht mehr . . . Oesterreich hat unter seiner Hut die alten Anführer, welche so oft die Insurgenten zum Siege führten; sie sind der That nach Gefangene der heiligen Alliance . . . die Türkei hat ihre eiserne Herrschaft unbestritten in Serbien wieder hergestellt und fortan können die Türken glauben, auf immer im Besiz ihrer Sklaven zu sein: die Legitimität ist an der Tagesordnung.

Daher wurde auch niemals, selbst während der bösesten Tage des Kriegs, während der früheren blutigen und langen Kämpfe eine fürchterlichere Vergeltung von den Türken an den unglücklichen Serbiern ausgeübt.

Die Jahre 1813, 1814 und 1815 waren für die heroische Nation eine Zeit des Unglücks, uner

hörter Erniedrigungen und Qualen. Selbst der Schatten von Gerechtigkeit und Völkerrecht war verschwunden. Nicht wie auf einem besiegten Volke, lasteten die Bedrückungen des Siegers, es wurde wie Sklaven behandelt, welche sich aufgelehnt haben und vom türkischen Stocke wieder zum Bewußtsein ihrer Kette zurückgebracht werden . . .

Keine christliche Macht erhob ihre Stimme zu Gunsten der christlichen Märtyrer. Rußland stellte sich nicht zwischen die Henker und ihre Opfer; die Serbier mußten das Verbrechen büßen, zwanzig Jahre hindurch gekämpft zu haben, um ihre Freiheiten wieder zu erobern . . . Alles war den Türken erlaubt! Sie durften ungestraft Greise niedermeßeln, Weiber und Kinder derjenigen entehren und morden, welche in den Reihen der Insurrection gestanden hatten, sengen und brennen, Häuser demoliren, die jungen Leute für die Armeen fortführen, die jungen Mädchen für die Harems, Heerden rauben und vom Landmann unerhörte Frohnen fordern: die Klage wurde durch die Peitsche unterdrückt, das Murren durch den Tod zum Schweigen gebracht.

Was konnte die unglückliche Nation gegen ihre Verfolger thun, da sie von denen verlassen war, welche früher sie zur Empörung gereizt hatten. Waren diese Männer, indem sie ihre Brüder der Rache der Osmanen überlieferten, nicht selbst am Lande

verzweifelt und hatten auf diese Weise den Hebel zur Wiedererringung der Freiheit vernichtet?

Und dennoch kam ein Augenblick, wo der Druck so unerträglich wurde, daß er in seinem eigenen Uebermaße den Anlaß zur Vernichtung fand. Ein weiter Schrei der Verzweiflung schallte zum Himmel empor und ertönte aufs Neue von einem Ende Serbiens zum andern: „Krieg, hieß es, Vernichtungskrieg gegen die Türken!“ Alle hörten diesen Schrei, Alle wiederholten ihn: Der Tod auf dem Schlachtfelde war ja eine Zuflucht gegen so viel Leiden! Und die ganze Nation wollte Krieg und ihre feurigsten Wünsche riefen nach einem Anführer. Dieser Anführer wurde ihnen von Gott gesendet.

Am Palmsonntage des Jahres 1815 war das Volk betend in der Kirche von Takowo vereinigt. Plötzlich erscheint ein Mann, mit glänzendem Harnisch bekleidet und schwingt eine rothe Fahne, auf der mit weißen Buchstaben steht: Vaterland und Freiheit!

„Brüder, ruft er aus, der Tod ist der Sklaverei vorzuziehen, erheben wir unsern gesenkten Nacken, halten wir noch einmal dem Feinde unsere Brust entgegen; zu den Waffen! zu den Waffen!“

Begeistertes Jubeln empfing diese Worte.

— Zu den Waffen! zu den Waffen! wiederholt das Volk in Kampfeswuth. Du, Mi-

losch, übernimm den Befehl, führe uns gegen die Türken!

— Brüder, antwortet Milosch, ich werde Euch voranschreiten. Wenn ich falle, geht hinweg über meine Leiche und haltet nicht inne, bevor der letzte Serbier oder der letzte Türke niedergesunken ist. Es ist ein Vernichtungskrieg, den wir beginnen: Unabhängigkeit suchen wir oder den Tod: Bedenkt das wohl! . . .

Die Wölbung des Tempels zitterte aufs Neue von dem Rufe: zu den Waffen! zu den Waffen! Die Männer umgeben und drängen sich an Milosch, die Greise steigen auf die Sitze, strecken die Arme nach ihm aus und segnen ihn; die Weiber senden bleich, stumm, herzerreißenden Ausdruck im Blicke, aus der Tiefe ihres Herzens Gebete zu Gott hinauf, welche keine Sprache in Worten ausdrücken kann. . . . Diese Männer, die nach Kampf, nach Gefahren, nach dem Blutbade lechzen, sind ihre Söhne, ihre Männer, Väter oder Brüder und in diesem feierlichen Augenblicke fühlt sich Jede von Bangigkeit getroffen um den Gegenstand ihrer Neigungen! Jede von ihnen sieht im Geiste die lange Reihe von Qualen der Besorgniß und der Erwartung, eine lange Folge schrecklicher Opfer voraus! . . . In dem Herzen eines Weibes nimmt das Vaterland nicht den ersten Platz ein . . . ein Weib kann wohl auch, wenn die Umstände es mit

sich bringen, für das Land muthig sterben, aber das ist Alles!

— Freunde, versetzt Milosch, Alles ist bereit; Jeder von Euch möge es dem Abwesenden mittheilen und Alle sich rüsten, auf den ersten Ruf der Fahne zu folgen. Die Weiber und Kinder, die nicht mehr waffenfähigen Greise mögen in die Wälder gehen zu unsern Brüdern, den Heiducken. Diese haben sich verpflichtet, sie zu ernähren und uns die ganze Zeit des Kriegs hindurch die Hand zu bieten; sie haben es bei Christus geschworen und auch wir wollen schwören, nicht eher die Waffen niederzulegen, als bis wir die Freiheit errungen haben.

Mit der Begeisterung der Verzweiflung schwor jeder Mann, als er über die Schwelle des Tempels geht, nur als Sieger heimzukehren; überall geschieht der Aufstand in Masse, mit einem Eifer, einem Enthusiasmus, der ans Fieberhafte gränzt. Bei dem furchtbaren Kampfe, welchen die Serbier wieder zu beginnen beginnen, verbindet sich mit ihrem natürlichen Muth das Vertrauen, welches der Fanatismus erzeugt. Die über den Geist des Volkes Alles vermögende Geistlichkeit zeigt ihm den Himmel als Belohnung für ihre heiligen Bestrebungen, ruft den göttlichen Schutz auf die Kämpfer des Aufstandes herab und prophezeit ihnen Unbesiegbarkeit.

Seit Milosch' Erscheinen im Tempel, sind acht

Tage verflossen. Die im tiefsten Geheimnisse getroffenen Vorbereitungen haben ihr Ende erreicht, die verhängnißvolle Stunde des Ausbruchs ist gekommen . . . Die Weiber und Kinder verlassen das heimische Dach, um unter den Zelten der Heiducken Zuflucht zu suchen. Jede Familie nimmt mit sich, was sie der Plünderung entziehen kann; die Heerden schreiten unter der Führung der jungen Knaben dem traurigen und schweigsamen Zuge voraus, der bis zum Gebirge von bewaffneten Männern geleitet wird, welche morgen in der Ebene sich in Schlachtordnung stellen werden, um gegen die Türken zu marschiren.

Es ist der heilige Abend vor dem Osterfeste. Die fromme fliehende Bevölkerung richtet ihre Schritte nach der Kirche von Tafowo, wo sie Halt macht. Das große Thor des Tempels ist offen. Die Weiber stürzen sich in's Innere und werfen sich auf die Knie; die Männer bleiben vor dem Plaze, entblößen ihre Häupter vor dem heiligen Orte und bewachen die Zugänge. Der Mond beleuchtet mit seinen Strahlen, von Wolken umgeben, das ergreifende Schauspiel.

Ein Priester von majestätischem Wuchse im Messgewande steht am Altar und richtet seinen Blick voll feltener Energie auf die Anwesenden; lange weiße Locken wallen um seine Schultern und umgeben sein tief gefurchtes ehrwürdiges Gesicht, dessen stark ausgeprägte Züge Entschlossenheit und Muth verkünden.

Dieser Priester ist der Pope Lukas Lazarewitsch, der zwanzig Jahre hindurch in eigener Person in den Reihen seiner insurgirten Brüder gekämpft hat. Das Alter hat die Kraft seines Soldatenarms geschwächt, aber mit seiner mächtigen Rede schürt er das heilige Feuer des Patriotismus in den Herzen an.

Einen Augenblick betrachtet er die zu seinen Füßen liegende Menge und draußen in der Ferne die Haufen der Krieger, die Hoffnung Serbiens! Mit dem langen Kreuze von Holz, welches er in der rechten Hand hält, stößt er auf den Boden. Aller Augen erheben sich zu ihm: er wird das Wort ergreifen.

Diesen armen, untröstlichen Wesen, welche still zu Gott beten und weinen, sagt er, daß das Leben des Weibes ein unaufhörliches Opfer für die Familie, die Noth der Zeiten, der Erfordernisse des allgemeinen Interesse ist; daß sie in den Tagen der ruhmvollen Prüfungen sich bis zum Heroismus stark und muthig sein und beweisen müssen, daß sie die würdigen Töchter des Vaterlandes sind.

Darauf steigt er die Stufen des Altars herab, durchschreitet die Kirche und tritt auf die Schwelle; mit leidenschaftlicher Gebehrde nimmt er das Kreuz in beide Hände, hält es über die Menge, segnet sie und ruft mit unaussprechlicher Verzückung aus:

— Euch, Ihr Abkömmlinge von Helden, Euch, Ihr von Gott Bevorzugten, ist der Ruhm vorbehal-

ien, das Werk Eurer Väter zu vollenden: die Menschen gehen dahin, das Vaterland ist unsterblich! . . . Glückliche, tausendmal glücklich die, welche sterben, indem sie ihre Feinde bekämpfen! Ihre Namen leben ewig im Ruhme auf Erden! Zieht hin, Ihr Märtyrer der Freiheit! . . . Wer von Euch bei der Rückkehr fehlen wird, den treffen wir dort oben im Himmel wieder, wo es keine verfluchten Türken giebt . . . Zieht hin, Ihr edlen Söhne des alten Serbiens, überall werdet Ihr siegreich sein, überall unbesiegbar!!!

Der Ort, der feierliche Augenblick, der Ton, die begeisterte Miene des Priesters, Alles giebt dem Schauspieler einen phantastischen Anblick, Aller Seelen werden von Muth durchdrungen, begeistert zur Ergebenheit zu dem großen Opfer für das Wohl der Nation.

Einige Stunden darauf bescheint die aufgehende Sonne die furchtbare Dede der verlassenen Stadt.

Zehntes Kapitel.

Liubiza.

Milosch war der einzige von den Hospodaren, den Gefährten Kara-Georgs, gewesen, der sich geweigert hatte, in das Ausland zu fliehen: „was nützt es mir, antwortete er entrüstet denen, welche ihm die Flucht anriethen: Was nützt es mir, mein Leben retten, wenn meine Frau, meine Kinder, meine alte Mutter unsern Unterdrückern in die Hände fallen, wenn meine Waffenbrüder schutzlos der Wuth der Sieger Preis gegeben werden! Mit ihnen habe ich Ruhm und Mißgeschick im Kampfe getheilt, mit ihnen will ich auch, in Erwartung besserer Tage, das Elend der Sklaverei ertragen!“

Er unterwarf sich dem Pascha und kehrte auf seine Felder zurück, um wieder das Leben eines Landmannes zu führen. Sein geliebter Bruder Milan war seit einigen Jahren als Hospodar von Rudni gestorben,

ein Posten, auf den er sich durch seine Tüchtigkeit emporgeschwungen.

Milosch war entschlossen, sich ruhig zu verhalten, die Zeit abzuwarten, wo die Kräfte seiner Nation sich wieder gehoben hätten, welche durch die letzten zwanzig Kriegsjahre erschöpft waren. Aber die furchtbaren Verfolgungen, welche gegen die Serbier ausgeübt wurden, trieben ihn bald aus der Ruhe heraus, zu welcher er sich entschlossen hatte. Waren seine Tage auch anscheinend nur mit Landarbeiten beschäftigt, so wandte er seine Nächte darauf, einen neuen Plan des Aufstandes zu entwerfen und die Mittel zu der Empörung vorzubereiten, auf die all sein Sinnen ging. Er fand unter der Geistlichkeit mächtige Bundesgenossen und mit Ausdauer und Geschicklichkeit organisirte er den neuen Aufstand, der in der Osternacht ausbrach und dies Mal, von ihm allein geleitet, so wunderbare Erfolge haben sollte.

Aber bevor wir mit den Insurgenten die verschiedenen Phasen ihres riesenhaften Widerstandes durchlaufen und uns auf den blutigen Kriegsschauplatz begeben, auf welchem dem erstaunten Blicke die imposante und poetische Gestalt Liubiza's mitten im Schauer des Blutbades, des Feuers und der Gefechte uns entgegentritt, müssen wir, um diese Frau, welche eine so bedeutende Stelle in der serbischen Geschichte einnimmt, kennen zu lernen, einige Jahre

zurückgehen bis zu der ersten Schilderhebung, welche durch Kara-Georg geleitet wurde.

Nach einem erbitterten Gefechte der Türken gegen die empörten Serbier in Bosnien, haben die Letzteren sich zu Herren des Schlachtfeldes gemacht, der Feind ist in vollem Rückzuge und die Serbier athmen einen Augenblick wieder frei auf.

Auf dem mit ihrem Blute benetzten Boden machen sie Halt. Die reichen Zelte der osmanischen Häuptlinge, theuer von ihnen erkauft, sollen dazu dienen, diese Nacht sie vor dem Wetter zu schützen; im bunten Gemische nehmen Soldaten und Führer darunter Platz und suchen dem Schlafe neue Kräfte abzugewinnen zu dem Kampfe, der morgen wieder anfangen soll.

Ein einziger Mann ist auf, Alle schlafen, nur er wacht für Alle: sein fortwährend beschäftigter Geist besiegt die Erschöpfung des Körpers, durch einen verzweifelten Handstreich können die Türken dem Aufstande den errungenen Vortheil wieder nehmen und in der Lage, in welcher sie sich befinden, dürfen die Insurgenten nichts dem Zufalle überlassen.

Dieser Mann, mit dem weitaussehenden Geiste, für den keine Stunde der Ruhe schlägt, ist ein junger Bauer, wie alle seine Gefährten, mit grober Jacke angethan, auf welcher ein Kreuz von weißer Leinwand mit zwei Schwertern darüber, einen Anführer des Insurgentenheeres erkennen läßt; es ist

Milosch, der seit seinem sechzehnten Jahre in die Reihen der Freiheitskämpfer getreten war, stets an der Spitze der Unererschrockensten gestanden hat und einstimmig zum Commando über die Vorposten erwählt worden ist.

Während er im Felde umhergeht, kommt er bei den Trümmern einer Hütte vorbei, von welcher die Geschütze nur noch zwei, eine Ecke bildende Mauern übrig gelassen. Mitten unter Steinen und zerbrochenem Hausgeräth liegen zwei Leichname: ein knieendes Weib macht vergebliche Versuche, das Blut zu stillen, welches stromweis aus der Stirnwunde des einen hervorquillt.

Die ersten Strahlen der Morgendämmerung beleuchten dieses traurige Schauspiel.

Milosch tritt näher, das Weib erhebt das Haupt, ihre Augen sind von Thränen geröthet, ihre schönen Züge tragen den Ausdruck wilder Verzweiflung, sie sagt zu ihm:

— Alle Beide, alle Beide! . . . Bajo todt . . . schon kalt . . . und mein Zwillingbruder, mein theurer Johann, auch verloren, rettungslos verloren! Sieh', sein Leben fließt mit seinem Blute hin durch die Wunde vom osmanischen Säbel . . . sagt sie mit unaussprechlichem Tone wüthenden Hasses.

Darauf ergreift sie mit hastiger Bewegung Milosch' Hand, legt sie auf das blutige Tuch, welches die Wunde verstopft, und sagt zu ihm:

— Bleib hier . . . ich will frisches Wasser vom Bache holen . . . Sie hebt ein halbzerbrochenes Gefäß vom Boden auf und eilt leicht wie eine Gazelle hinaus.

— Arme Liubiza! armes Mädchen! flüstert der junge Mann, indem er mit den Augen ihrem schnellen Laufe durch die Felder folgt.

Mit düsterem Blicke betrachtet er die vor ihm liegenden Körper Bajo's und Johanns, die nicht wieder aufstehen werden, seine Jugendfreunde, seine Gefährten, die gestern noch mit ihm kämpften.

— So, seufzt er, verrinnt Tropfen für Tropfen das Blut der Söhne Serbiens! . . . So vernichtet jeder Tag die Vertheidiger unseres unglücklichen Vaterlandes! . . .

Seit dem Fortgehen des jungen Mädchens sind einige Minuten vergangen, da giebt der arme Verwundete röchelnd seine Seele auf.

Sie kommt athemlos zurück und will sich auf den stürzen, den sie noch zu retten hofft; Milosch hält sie zurück und sagt betrübt zu ihr:

— Alles ist unnütz . . . Johann ist dahingegangen, wo sein Vater, seine Brüder sind.

Mit verstörter Miene, die Hände krampfhaft ringend, ruft die Unglückliche aus:

— Vater, Mutter, Brüder sind dort oben . . . und ich allein, allein bin ich auf der Erde.

— Mein, Liubiza, du weißt, daß die Töchter, die

Schwestern der Opfer in unserm heiligen Kampfe in jedem Soldaten des Aufstandes einen Vater, einen Bruder wiederfinden . . .

— Alle von den Türken niedergemetzelt . . .
o, Jesus! ruft sie aus und richtet ihren Blick untröstlich zum Himmel, ihn um Rache für so viel Leiden, so viel Schmerzen zu bitten.

Es giebt nichts Rührenderes als diese Episode, welche das Volk und die Zustände Serbiens vollkommen charakterisirt: Der Vater und die vier Brüder Liubiza's waren, sobald der Aufstand ausbrach, herbeigeeilt und hatten sich unter die Schaar gereiht, welche der Poppe Lucas Lazarewitsch befehligte, der zuerst das Banner der Freiheit erhob.

Bevor sie von Hause fortgingen, brachten die fünf Männer ihre theuersten Schätze: Liubiza und ihre Mutter in Sicherheit; sie führten sie in die Wälder Schumadia's und stellten sie unter den Schutz ihrer Brüder, der Heiducken, während sie selbst den Fahnen der Unabhängigkeit folgten.

Sechs Monate darauf blieben von diesen fünf Männern nur noch drei übrig . . . mit festem Geiste hatte das patriotische Weib ihren vollkommenen Ruin mit angesehen, ihre Hütte angezündet, ihre Saaten von der türkischen Rachgier zerstört gefunden. Aber die Mutter konnte den Verlust zweier ihrer Söhne nicht überleben, ihr brach das Herz . . . sie starb.

Liubika, die fünfzehn Jahre alt war, beschloß nun, wieder zu ihrem Vater und ihren noch übrigen Brüdern zurückzukehren, damit die Wunden dieser wenigstens gepflegt würden . . . Und ach, kurze Zeit darauf hatte sie den blutenden Körper ihres Vaters bestattet.

Die serbischen Frauen zeichneten sich bei diesen Volkskämpfen durch erhabene Aufopferung und heroische Tugenden aus. Die einen trotzen tausend Gefahren, indem sie aus den Wäldern, in welche sie sich mit ihren kleinen Kindern und den Greisen geflüchtet, den Kämpfern in der Ebene Lebensmittel zutragen; Andere hielten muthvoll mit ihren Männern und Brüdern Stand in den schwachen serbischen Bataillonen, welche gegen die vierfachen Kräfte der Türken sich stellten.

In der ganzen unterjochten Nation fand man nichts als edelschlagende, große Herzen: Männer und Weiber gaben mit verzweifeltm Heldenmuth das Leben Preis zur Erkaufung ihrer Freiheiten. Sie trotzen dem Tode, weil das Leben in Knechtschaft ihnen nichts werth war.

Und so war an jenem Tage Liubika, das unerschrockene junge Mädchen, neben ihren Brüdern einhergeritten und hatte sie, einen nach dem andern, tödlich verwundet niedersinken sehen.

Nach dem Siege, der für sie so furchtbar erkaufte war, hatte sie unter Todten und Verwundeten die

Ihrigen aufgesucht und dorthin getragen, wo sie in diesem Augenblicke über ihren Leichen weinte.

— Aber, so sagte sie, die Hand auf's Herz legend, noch versiegen meine Thränen nicht! . . . der Tag bricht an, das Lager wird in einer Stunde abgebrochen werden und mir bleibt noch eine letzte Pflicht zu erfüllen. Milosch, half mir ein Grab für sie graben: Die sich haben tödten lassen, um nicht lebend in die Hände der Türken zu fallen, dürfen im Tode nicht den Beleidigungen unsrer Unterdrückter ausgesetzt sein!

Das Grab wurde gegraben, die Körper der beiden Brüder hineingelegt. Sie waren im Leben nicht voneinander gewesen, nun ruhten sie auch im Tode zusammen.

Nachdem das traurige Werk vollendet war, machte Liubiza ein kleines Kreuz in die Mauer, an welcher die letzten Personen, denen ihre Liebe in der Welt gehörte, begraben waren.

Aber der nervöse Ueberreiz, welcher ihr zu diesen furchtbaren Austritten Kraft gegeben, hörte auf, sobald ihr Muth nichts mehr nützen konnte, ihre Energie keinen Zweck mehr hatte! . . . Sobald Alles zu Ende war, unterlag die schwache Mädchennatur; mit verzweifelten Gebärden warf sie sich auf das Grab ihrer Brüder, wollte nicht von dannen, wollte dort auch sterben.

In der kleinen Armee, die, so zu sagen, eine

Familie bildete, kannten sich alle. Die Dörfer, in welchen Milosch und Liubika geboren waren, grenzten aneinander und seit dem Anfange des Aufstandes hatte Jeder von ihnen fast täglich den Namen des Andern gehört.

Zum ersten Male Zeuge von dem leidenschaftlichen Schmerz eines Weibes, wurde das Herz des jungen Mannes von den Seufzern der Unglücklichen wunderbar gerührt, helle Thränen entrannen seinen Augen und fielen auf die Hand Liubika's, welche er in der seinigen hielt.

Der Klang der Sackpfeife läßt sich hören: es ist das Signal, welches die Soldaten unter die Fahnen zurückruft, das Heer soll sich wieder in Marsch setzen.

— Wir müssen zu unsern Brüdern . . . komm, Liubika, komm, sagt Milosch mit bittendem Tone zu ihr.

— Wohin sollte ich gehen? mit wem? . . . antwortet sie und legt in Verzweiflung die Hand an ihre glühende Stirn.

Milosch denkt nach. Sein Blick ruht lange und sinnend auf dem jungen Mädchen mit dem energischen Charakter, dem männlichen Muthen . . . und, wie schön sie ist: der Stolz ihrer Stirn, ihres von langen, dunklen Wimpern verschleierten Blickes, die Regelmäßigkeit ihrer Züge, die Reinheit ihrer Formen, ihre schlanke, hohe Gestalt bietet ein Ganzes

dar, welches an die Vollkommenheit der griechischen Schönheit erinnert, wie sie unter den serbischen Frauen noch zu finden ist.

— Liubiza, sagte er mit zugleich zärtlichem und gebieterischem Tone zu ihr, geh zu meiner Mutter, sage ihr, du kämest von ihrem Sohne Milosch, sie wird dich als ihre Tochter behandeln und bei der ersten Ruhe, welche der Kampf mit den Türken uns lassen wird, komme ich zu Euch in die Wälder.

Erstes Kapitel.

Liubika und der Krieg.

Die Ereignisse und die Jahre sind vorgeschritten: Der erste Aufstand ist unterdrückt, Kara-Georg hat mit seinem Kopfe seine Regierungsfehler und seinen Abfall von der Nation gebüßt, die Soldaten der Freiheit sind wieder Sklaven geworden. Zu der Zeit, bei welcher wir stehen geblieben sind, lebt Milosch, der seine Brüder nicht hat verlassen wollen, wieder als Landmann, Liubika ist seine Frau und Mutter seiner Söhne Milan und Michael.

Mit allen Hülfsmitteln, welche ihr der Einfluß ihrer Zärtlichkeit auf das Herz ihres Mannes und ihrer hohen Intelligenz auf seinen Geist an die Hand giebt, hat sie ihn zum Aufruhr getrieben; mit allen Kräften hat sie ihm beigestanden bei Organisation der Schilderhebung, welche am Palmsonntage 1815 verkündet wurde.

Jener Serbier, von dem ich oben schon gesprochen, sagte zu mir:

Ungeduldiger noch als Milosch, dessen feinen und politischen Geist Sie kennen, ertrug Liubika das verhaßte Joch, welches auf der Nation lastete. Wie ein Berg lag die Unterdrückung auf dieser stolzen und unabhängigen Seele. Das folgende Factum ist in ganz Serbien bekannt.

Sobald die türkische Herrschaft wieder in unserm Vaterlande Fuß gefaßt hatte, ließ der neue Pascha von Belgrad, Soliman, einen Hatti-scherif bekannt machen, welcher allen serbischen Frauen ohne Unterschied des Ranges und des Alters anbefahl, wieder das alte serbische Sklavencostüm zu tragen, mit der Kette um den Hals, zum Zeichen der Knechtschaft, und verbot ihnen bei schwerer Strafe, vor einem Muselmanne, wer es auch sein mochte, anders als so zu erscheinen.

Liubika unterwarf sich diesem Gebote nicht, sobald der Befehl gegeben worden war, ging sie nicht mehr über die Schwelle ihres Hauses . . .

Eines Tages tritt ein Muselmanne in ihre Wohnung:

Ich will Milosch sprechen, sagte er gebieterisch, geh und hole ihn.

Liubika bleibt still sitzen und rührt sich nicht.

— Berwegene! ruft er aus und fügt mit Stirnrunzeln und funkelndem Blicke wüthend hinzu:

— Augenblicklich zieh deine Sklavenkleider an . . . sofort gehorche . . .

Aber die Sklavin richtet sich mit ruhigem, furchtlosem Blicke vor ihrem Herrn auf und antwortet mit Gebehrde und Ton der Verachtung:

— Du hast die Macht, mit deinem Säbel meinen Kopf vor deine Füße zu legen . . . aber so lange er auf meinen Schultern sitzt, bist du nicht im Stande, es dahin zu bringen, daß mein freies Herz unter Sklavenkleidern schlägt!

— Glende! ruft der Türke vor Wuth brüllend aus.

Beim Tone dieser lauten Stimme kommt Milosch hinzu . . . der halbgezogene Säbel des Moslem fährt wieder in die Scheide zurück . . .

Milosch war nämlich ein Mann, dem man aus Politik nicht offen trozen wollte oder konnte; seine Unterwerfung hatte durch den Einfluß, welchen er auf die Massen ausübte, viele Andere zu gleichem Schritte bewogen und das Ansehn, welches er im Stillen auf die Verfolgten ausübte, war größer, als die bewaffnete Autorität der Verfolger, das wußte man wohl!

Als der Moslem seine Unterredung mit Milosch beendet, sagte er zu ihm:

— Befiehl deiner Frau in Zukunft artiger zu sein . . .

Und Milosch antwortete mit jenem feinen und schlauen Lächeln, welches ihm eigen ist:

— Das Beste wird wohl sein, wenn künftig keine Türken in ihre Wohnung kommen . . .

O, in dieser Weibernatur, sagte der Serbier zu mir, lag der Stoff zu zehn Männern von Muth und Entschlossenheit!

Und von jetzt an wird der Name Liubiza's, der im ganzen Orient historisch geworden ist, für uns nicht mehr ohne Bedeutung sein. Wir werden mit dem Interesse, welches stets mit außerordentlichen Charakteren verknüpft ist, Liubiza auf dem Schauplatze der Politik folgen, wo das arme junge Mädchen, das wir zuerst in Bosnien getroffen, in den Tagen des mährchenhaftesten Glückes, wie zur Zeit des Mißgeschickes, beständig edel und groß dasteht.

In Zukunft wird auch der frühere junge Hirt, der gestern noch ein Bauer war, heute das Haupt und die Seele des neuen Aufstandes ist, Milosch, nicht mehr die Bühne verlassen, welche er mit dem ganzen Ansehn seines großen Verdienstes als Soldat und als Gesetzgeber beherrscht.

Auf seinen Ruf, wie wir gesehen haben, ist Alles was an Männern in Serbien waffenfähig ist, aufgestanden und stellt sich, das Gewehr in der Hand, den Osmanen gegenüber.

Der Krieg hat begonnen: unerhörte Erfolge bezeichnen die ersten Bestrebungen der Insurgenten.

Die engen Grenzen dieser Skizze erlauben mir nicht, alle die Wunder zu erzählen, welche in diesem neuen und furchtbaren Kampfe eine Hand voll Helden verrichteten, zu erzählen, mit wie fabelhaftem Muth und Beharrlichkeit von 1815 bis 1821 die serbische Nation, auf ihre eigenen Kräfte beschränkt, die Integrität ihres Gebietes wieder eroberte und die Türken aus allen militairischen Stellungen vertrieb, welche sie in den serbischen Festungen einnahmen.

Und dennoch mußte die kleine Insurgentenarmee, welche sich nur aus drei Millionen Seelen rekrutiren konnte, der türkischen Macht Stand halten, die fortwährend erneuert und von dem berühmten Kurschid-Pascha befehligt wurde, dem Schrecken der Rajah's, dem Stolz der Dsmanlis.

Unter andern staunenswerthen Episoden, aus denen das Epos der serbischen Insurrection zusammengesetzt ist, kann ich mich nicht enthalten, die folgende zu schildern, weil sie so ganz begreiflich macht, wie dieser Kampf beschaffen war und jene einfachen, stolzen und heldenmüthigen Männer vortrefflich charakterisirt.

Ein blutiges Gefecht hat Statt gefunden. Milosch hat mit fünfzehntausend Mann die Armee der Türken geschlagen und zurückgetrieben, aber die Serbier, die durch den Verlust beim Kampfe geschwächt sind, haben darauf denken müssen, bis sie Verstärkung erwarten können, sich eine Stunde von dem Lager zu verschansen, in das die Türken sich zurück-

gezogen haben. Milosch hat nur zehntausend Mann zu Fuß und dreitausend Mann Cavallerie zusammenziehen können. Seine ganze Artillerie besteht aus drei Kanonen und einem Mörser . . .

Da hatten die Türken wieder Muth. Stolz auf ihre Ueberzahl, verachten sie es, gegen wenige erschöpfte Soldaten zu kämpfen, und fordern sie höhniisch auf, sich zu ergeben und die Waffen zu strecken.

„Holt sie Euch!“ antworteten die Helden. Die Türken stürmen wüthend auf die lebende Mauer ein, welche die Serbier auf ihren Verschanzungen bilden, aber es gelingt ihnen nicht, sie zu durchbrechen. Sobald die Reihen gelichtet sind, schließen sie sich auch gleich wieder. Zwei Mal brechen sie, durch diesen Widerstand gereizt in Masse auf, aber der Erfolg ist nicht besser. Milosch hat verboten, auf den Feind zu schießen, bevor er ganz nahe ist und alle Schüsse treffen . . . Die Nacht macht dem Blutbade ein Ende; aber Milosch ahnt, daß mit Unbruch des Tages er mächtig angegriffen werden wird.

— Brüder, sagt er, vor den Türken fliehen, die wir gestern geschlagen, das wäre Feigheit: was wollt Ihr thun?

— Hier sterben! antworten die Soldaten, oder uns ihres Lagers bemächtigen!

— So müssen Einige von Euch, die am wenigsten ermüdet sind, zu Pferde steigen und schnell

graden Weges durch die Felder die Reserve, die zwei Stunden von hier ist, mit ihrer Artillerie herbeiholen: Gott und unsre Arme werden das Uebrige thun!

Die Ahnungen des Führers gehen in Erfüllung, mit aufgehender Sonne stürzen die türkischen Truppen mit Siegesgeschrei hervor; Kurschid-Pascha in Person rückt aus dem Lager mit allen Kräften heraus, die ihm zu Gebote stehen, um diese Paar Bataillone von Rebellen zu vernichten; die tapfersten seiner Janitscharen tragen den Halbmond vor.

Die Serbier erwarten sie mit den Waffen in der Hand, ruhig und schweigend halten sie das erste Feuer aus: endlich giebt Milosch das Signal; die ersten Reihen schießen, Keiner verfehlt sein Ziel; die stolzen türkischen Fahnen sinken in den Staub, die Kanonen lichten die Reihen; zu gleicher Zeit bricht die serbische Reiterei aus dem Walde hervor und fällt wie der Blitz der Osmanischen Armee in die Flanke; Milosch fällt kühn aus seiner Verschanzung mit der ganzen Infanterie aus: mit einem Male erreicht die Verwirrung der Türken ihren höchsten Punkt und ihre Niederlage ist vollendet.

Ihre Hauptanführer und mehr als dreitausend Mann kommen um, die Serbier haben Wenige von den Ihren verloren. Ein Theil der geschlagenen Armee flieht nach der Drina; aber ihr Rück-

zug wird ihnen ebenso verhängnißvoll als die Schlacht. Hart verfolgt verlieren die Türken viel Leute, ihr Kriegsmaterial und ihr ganzes Gepäck. Am Abend schlafen die braven Soldaten der Insurrektion unter den reichen Zelten der Dsmanli's.

Zwölftes Kapitel.

Niefenkämpfe.

Bei diesem furchtbaren Kampfe, den das erschreckende Mißverhältniß der Kräfte der Insurrektionsarmee und der Türken verewigt, wurde jeder Tag von Seiten der Freiheitskämpfer durch Wunder von Beharrlichkeit und Aufopferung bezeichnet.

Wenn das Herz den Arm wappnet, ist eine Nation unbesieglich. Die Serbier waren ein Beweis von dieser alten Wahrheit!

Kragujevaz, der für die Hauptoperationen der Armee des Aufstandes so wichtige Punkt, seit Kurzem der türkischen Herrschaft entrissen, ist auf's Neue bedroht. Milosch erwartend, der in forcirten Märschen herbeieilt, stellen sich die Einwohner, etwa drei Tausend an der Zahl, eine Stunde von der Stadt auf, um sie zu decken, bemächtigen sich des Defilés, das von beiden Seiten durch felsige Abdachungen

eingeschlossen ist, über welche die Belagerer h. rüber müssen, formiren sich dort und leisten vier Stunden lang, erst von Menschenmacht, die sie nicht zurückdrängen kann, dann von in den Eingang gestellten Kanonen angegriffen, den tapfersten Widerstand, so daß es dem Feinde nicht gelingt, sich den Durchgang zu erzwingen . . . In diesen engen Raume ist das Blutbad fürchterlich . . die Leichen ihrer Brüder vor sich anhäufend und sie als Schanze benutzend, halten sie Stand und ermüden nicht in dem begeisterten Rufe: Freiheit und Vaterland!

Unterdessen ist Milosch, den der Feind noch weit wähnt, angekommen. Sein Entschluß ist bald gefaßt: er will die Ebene von Kragujevaz umgehen, in der sich die türkische Armee, zwölftausend Mann stark, entwickelt und ihr unversehends in den Rücken fallen; von den sechstausend Mann, die er mitbringt, sollen fünftausend Mann mit ihm den Angriff machen, tausend am Eingang des Defilé bleiben, um ihre braven Brüder von Kragujevaz zu unterstützen, falls sie endlich wichen.

— Geh, Milosch . . . und Gott sei mit Euch! sagt Ciubika, welche während der Dauer dieses ganzen fürchterlichen Krieges niemals die Schlachtfelder verließ. „Ich, fügt sie mit dem Tone der Entschlossenheit und des Vertrauens hinzu, ich bleibe hier, um mit unsern Brüdern durch das Defilé, welches du frei machen wirst, dir zu Hülfe zu eilen.“

In der That, die Türken, als sie sich von Mi-
losch' kleiner Armee angegriffen sehen, ändern die
Front, um die Angreifer zurückzuschlagen. Bald än-
dert der Kanonendonner seine Richtung . . . der
Ausfall aus dem Desilé ist ermöglicht worden.

— Brüder! ruft Liubika den Leuten zu, die sich
darin befinden, vorwärts! vorwärts! Und an der
Spitze der Ihrigen, ihnen auf dem Fuße folgend,
macht sie durch Leichen und Blut sich Bahn, bricht
über die Ebne herein und fällt die Türken an, die
sich auf diese Weise zwischen zwei Feuern befinden.

Die heilsame Diversion, welche von dem muthi-
gen Weibe gemacht wurde, mehrt für die Unerchro-
ckenen, mit dem Heldennuthe der Verzweiflung kãm-
pfenden Bataillone die Aussicht auf Erfolg. Endlich
nach abermals sechs Stunden erbitterten Kampfes
geben die Türken, müde, ohne Hoffnung auf Sieg
zu kãmphen, das Zeichen zum Rückzug: zwei Tausend
von den Ihrigen bedecken das Schlachtfeld; ein An-
führer ist unter den Gefangenen und zwei Monde
werden als Trophäen von den Siegern mitge-
nommen.

Ungestümes Freudengeschrei und Segnungen be-
grüßen ihre Rückkehr nach Krazujevaz, der befreiten
Stadt, deren sämtliche Einwohner, mit Ausnahme
von Weibern und Kindern, sich unter den Kãmphen-
den befunden hatten.

Dieser Krieg, in welchem der Divan ohne Schwert-

streich einige Hunderte empörter Sklaven bestrafen zu können gewähnt hatte, wie er in seinen drohenden Proklamationen an die unterjochten bulgarischen Christen, welche alle ihre Blicke nach Serbien richteten, selbst sagte, dieser Krieg dauerte gegen alle Voraussicht lange. Machmud beschloß, erbittert über diesen hartnäckigen Widerstand, durch den seine besten Soldaten decimirt wurden, ein Ende zu machen, indem er die Expeditionarmee verstärkte, und zwanzigtausend Mann wurden Kurschid-Pascha zugesandt, mit dem Befehle, kraftvoll zu verfahren.

So entwickelten in der berühmten Schlacht bei Passarowitsch die Türken ihre vereinigten Kräfte in Belauf von sechzigtausend Mann gegen die serbischen Bataillone, welche kaum zusammen achtzehntausend um das Banner der Freiheit geschaarter Kämpfer zählten . . .

Auf ihre furchtbare Macht sich stützend, greifen die Türken umgestüm an; Führer und Soldaten beider Heere haben das Bewußtsein, daß die Schlacht bei Passarowitz entscheidend sein müsse . . . auf beiden Seiten beginnt das Gefecht mit Wuth.

Nach den heldenmüthigsten Bestrebungen kommt ein Augenblick, wo die unglücklichen Serbier von allen Seiten umringt, durch die Uebermacht erdrückt vor den feindlichen Kartätschen weichen und sich auflösen . . .

Milosch stürzt auf die Fliehenden zu und ruft: — „Wohin wollt Ihr, Unglückliche? Wollt Ihr,

daß die Weiber Euch mit ihren Schürzen decken sollen? Dort sind Eure Kinder, Eure Häuser, Eure einzige Zuflucht, Ihr habt keine andere mehr! wollt Ihr als Sklaven dahin zurückkehren?"

Und zu gleicher Zeit entreißt Liubiza einem fliehenden Manne eine Fahne, sprengt im Carrière vor den erschreckten Colonnen vorbei, treibt sie zurück schwingt die Fahne, auf welcher die Worte: Vaterland und Freiheit stehen, und mit unbeschreiblicher Energie ruft sie ihnen zu, — „Brüder, den Türken entgegen... Beim Siege ist die Freiheit, nach der Niederlage erwartet Euch die Sklaverei!"

Diesem patriotischen, glühenden Aufruf, in dem mit bewunderungswürdiger Kürze das Schicksal des Vaterlandes, so viel Elend für jeden Einzelnen vorgestellt wird... wird gehorcht. Aus allen Kehlen schallt die Loosung: Gegen die Türken! Diese eisernen Menschen, die einen Augenblick demoralisirt gewesen, formiren ungestüm wieder ihre Reihen, stürzen sich voller Wuth auf den Feind und tragen noch einmal den Sieg davon!

In diesen Riesengefechten entwickelte Milosch alle hohen Fähigkeiten eines Kriegsführers: es waren nicht die abenteuerlichen Berwegenheiten Kara-Georgs, sondern ein kaltblütiger Muth, die umsichtigste Klugheit, welche alle Manoeuvres des Anführers der In-

surrektion leiteten. Aber was eben so sehr, als seine Siege, der schönen Sache nützte, der er diente, war der Umstand, daß in diesem unerbittlichen Vergeltungskriege der empörte Sklave durch seine Mäßigung und Hochherzigkeit selbst bei den feindlichen Heerführern sich zahlreiche Anhänger zu schaffen wußte. Während die Türken ohne Erbarmung mordeten, bis ihre Arme müde wurden, begnügte Milosch als kluger Mann sich damit, von den Gefangenen einen Eid zu fordern, daß sie nicht mehr gegen die Serbier dienen wollten, und schickte sie ohne Lösegeld zurück.

Wenn die erhitzten Soldaten auf dem Schlachtfelde nach dem Siege sich weigerten, Quartier zu geben, rief er ihnen zu: „Haltet an, Brüder, seid barmherzig im Namen des Himmels, es ist des Blutes zu viel, es ist ein Verbrechen gegen Gott!“ Er ließ die Verwundeten verbinden, die er dem Tode entrisen hatte, und sandte die Weiber dem Feinde zurück, nachdem er Sorge getragen, daß ihnen keine Gewalt geschehe. Diese geübte Großmuth erwarb ihm Achtung bei den Seinen, wie sie die Bewunderung der Osmanen erregte, welche seine Tapferkeit und seine glänzenden Talente endlich von seinem vaterländischen Boden vertrieben.

Es lag auch ein höchst politischer Gedanke diesem Verfahren zu Grunde: das serbische Blut war nicht unerschöpflich, diese furchtbar ungleichen Kämpfe

konnten nicht ewig dauern; man mußte dahin gelangen, eine Vereinbarung zu treffen, welche der Nation erlaubte, sich auszuruhen, und den Preis so vieler erhabener Opfer zu erringen; aber es war dem empörten Serbien unmöglich, Frieden zu erbetteln . . .

So war diese Milde, welche als eine christliche Handlung gegen die wilden Feinde der Serbier betrachtet werden konnte, klug berechnet . . . und dem würdigen und maßvollen Benehmen ihres Führers, dem Vertrauen, das er persönlich erweckte, der Achtung, welche er den Türken durch seine unverletzliche Treue gegen ein gegebenes Wort einflößte, verdankte Serbien die Anerkennung seiner Unabhängigkeit durch die Pforte.

Nach einer Schlacht, in welcher die muselmännische Armee über den Haufen geworfen wurde, wurde der furchtbare Ali, einer der ersten Generale Kur-schid-Pascha's und der erbittertste Feind Milosch's, von den Serbiern gefangen genommen; er wird vor Milosch geführt, der ihm sogleich seine Waffen wieder geben läßt: „Ali,“ sagt er zu ihm, „Dein Leben ist in meinen Händen; gieb mir Dein Wort, nicht mehr gegen meine Brüder zu dienen, und Du bist frei.“

Ali gab das verlangte Wort.

— Jetzt, versetzt Milosch, wenn Du nach mei-

nem Blute dürstest, Ali, suche mich auf dem Schlachtfelde auf, aber nur mich, mich allein, hörst Du?"

Und er sandte seinen Gefangenen ohne Lösegeld zurück.

Diese edle Handlung wurde von Ali gewürdigt. Bei Kurschid-Pascha angekommen, benutzte er seinen ganzen Einfluß, ihn dahin zu bestimmen, daß er mit dem Insurgentenchef in Unterhandlung trete, indem er geschickt alle Rücksichten geltend machte, welche ihn bewegen konnten, zu vertragen. Der Augenblick war günstig: Kurschid, zu mehreren Malen von den Serbiern auf's Haupt geschlagen, konnte sich nicht länger im Felde halten, ohne neue Hülfsstruppen von Constantinopel zu fordern; er entschloß sich daher auf Friedensvorschläge einzugehen, und beauftragte Ali, dem Serbischen Häuptlinge vorzuschlagen, er möge sich ins Dzmanische Lager begeben, um sich über die Grundlagen des Friedens zu verständigen. Ein Waffenstillstand wurde von beiden Seiten genehmigt.

Milosch zauderte nicht . . . nicht etwa, daß ihn seine natürliche Schlaubeit im Stiche gelassen, und er nicht vollkommen die edle Kühnheit eines solchen Schrittes begriffen hätte. „Aber, antwortete er denen, die fürchteten, ihn sich so der Gefahr aussetzen zu sehen, setze ich nicht alle Tage mein Leben für unsre Sache auf's Spiel? Mein Leben ist in Gottes Hand!"

Kurschid hielt mit seinen obersten Offizieren in dem Augenblicke Rath, wo man Milosch ankündigte, der ohne Schutzwache, ohne anderes Geleit in's Lager kam: ein nichtswürdiger Gedanke kam dem Pascha in den Sinn . . . er theilte ihn seinem Rathe mit: „Wir haben den furchtbaren Anführer der Serbier, sagte er, jetzt in unserer Gewalt, schlagen wir das Ungeheuer des Aufstandes nieder, indem wir Milosch den Kopf abhauen . . . und senden wir dann diese kostbare Trophäe dem Sultan!“

Dieser Vorschlag findet im Rathe Anhänger. Aber Ali, der dem Edelmuthe seines Feindes das Leben verdankt, Ali steht auf, groß und imposant; er betheuert mit furchtbarem Tone, daß, so lange er Tausend Mann unter seinen Befehlen habe, und noch einen Tropfen Bluts in seinen Adern, er nicht dulden werde, daß man nichtswürdig das Milosch gegebene Wort verleihe. Er sagt, wer sich solch nichtswürdigen Verrathes schuldig mache, bedecke den Namen der Moslem auf ewig mit Schmach.

— Machmud! fügte er als unwiderstehliches Ueberredungsmittel hinzu, unser ruhmreicher Sultan würde diese verruchte Trophäe zurückweisen!“

Ali's Meinung erhält das Uebergewicht. Er wird beauftragt, den Anführer der Insurgenten in das Zelt Kurschid's zu bringen. Aber das Vertrauen des rechtschaffenen Mannes ist erschüttert . . . Er begibt sich sogleich zu Milosch, führt ihn bis an die

äußersten Thore des Lagers zurück und sagt, sich von ihm trennend: „Leb wohl, Milosch, Du hast mir das Leben ein Mal geschenkt, jetzt rette ich es Dir, wir sind quitt: geh, und in Zukunft traue Niemandem, selbst nicht mir!

Kurze Zeit darauf wurde der Friede, diese für Serbien so unverhoffte Wohlthat, abgeschlossen. Wenn er noch nicht gänzlich die Unabhängigkeit der Serbier anerkannte, so ließ er doch de facto ihre Occupation des Landes zu und gab ihnen das Recht, sich durch Häuptlinge aus ihrer Mitte regieren zu lassen. Milosch wurde als militärisches Oberhaupt der Nation anerkannt.

Er hatte seinen Mitbürgern ein Vaterland gegeben, jetzt blieb ihm noch übrig, ihnen eine Organisation zu geben, welche ihre moralische Erhebung sicherte. Das war der zweite Theil seiner schönen Mission, und jetzt wollen wir ihm auf dem neuen und glatten Pfade folgen, an dessen Ziele er einen Thron findet, er, der Mann aus dem Volke, der eben so leicht aus einem Soldaten ein großer Gesetzgeber wird, als er aus einem Hirten Heerführer geworden!

Dreizehntes Kapitel.

Der Washington des Orients.

Endlich hat Serbien die Waffen niedergelegt. Wenn die Bedingungen des errungenen Friedens noch nicht die Unabhängigkeit seines Territoriums feststellen, so machen sie wenigstens den Bedrückungen, der Eroberung und dem Despotismus des Säbels ein Ende, und führen eine gemäßigte, gesetzliche Ordnung der Dinge herbei.

Milosch ist mit der militärischen Diktatur be-
leidet; durchdrungen von der Größe seiner Sendung,
geschickt, sie würdig auszuführen, vom allgemeinen
Vertrauen umgeben, war er vielleicht der einzige
Mann, der Serbien regieren, seiner Revolution Ach-
tung verschaffen und sie zu Gunsten des Volkes
ausbeuten konnte.

Mit 1817, wo er von allen Knäsen als Ober-
haupt anerkannt wurde, hatte sich Milosch vorge-

nommen, alle mit dem gesellschaftlichen Zustande Serbiens vereinbaren Verbesserungen in's Werk zu setzen. Aber genöthigt, die Nation fortwährend unter Waffen zu halten, konnte er ihr noch keine regelmäßige Gestaltung geben. Jetzt erlaubte ihm der mit der Pforte abgeschlossene Friede, sich mit der innern Verwaltung des Landes zu beschäftigen. Er wollte nicht nach dem Prozeßverfahren der expeditiven Justiz der Türken, und eben so wenig nach dem Kara-Georgs regieren, dessen jähzorniger, eigenmächtiger Charakter nur mit Ungeduld jede Schranke seines Ansehns ertrug. Kara-Georg hatte die Geschicklichkeit und den Instinkt der militärischen Herrschaft; Milosch ist in dieser Beziehung eben so geschickt und besitzt zu gleicher Zeit in hohem Grade das Verstandniß des Regierens und hat die wahren Bedingungen der Serbischen Nationalität besser begriffen.

Die materielle Organisation Serbiens mußte vor Allem wesentlich militärisch sein. Man fühlt das; der Friede, dessen Serbien genoß, konnte niemals etwas anders sein, als ein bewaffneter Friede, so lange die Türken die festen Plätze der Donauufer besaßen. In voller Sicherheit zu bleiben, wäre eine Unklugheit gewesen; von der imposanten Haltung der Serbischen Nation hing die Treue der Pforte in Ausführung des geschlossenen Traktates ab. Milosch begriff, mit der Umsicht, welche ihn

auszeichnet, durchaus das Provisorische der Lage, aber er war fein genug, seine Befürchtungen nicht mitzutheilen, die überall Zaudern und Lauheit hervorgebracht hätten, er verfuhr in allen seinen Maßnahmen mit einer Festigkeit und Sicherheit, die unter allen Ständen Vertrauen hervorrief.

Das Land wurde in dreizehn Distrikte getheilt, später hat man, wie ich glaube, siebenzehn daraus gemacht. Die Wojwoden, oder Militäρχefß dieser Distrikte wurden wie zu Zeiten Kara-Georgs wieder eingesetzt; aber Milosch umzog, von der Erfahrung belehrt, ihre Macht mit den engsten Grenzen.

Er errichtete wieder einen Senat, und wenn, wie wir später sehen werden, die Zusammensetzung dieser Körperschaft die edlen Absichten Milosch's täuschte, so war es von seiner Seite freier Antrieb, daß er ihn als Gegengewicht für die oberste Autorität des Souverains hinstellte. Es gehörte der böseste Wille dazu, wenn man das verkennen wollte. Heute ist es leicht, über Willkühr zu schreien zu Gunsten des Rechts, welches der Mann, den man schuldig finden will, selbst aus freiem Antriebe verliehen hat; aber damals wäre dergleichen Niemandem in den Sinn gekommen.

Die Antecedentien des Senats unter Kara-Georg hätten Milosch ausgezeichnet gerechtfertigt, wenn er Lust empfunden hätte, sein Ansehn ohne Controle zu lassen. Das Volk würde nicht gemurrt

haben, da es, wie immer geschieht, die kleinlichen Ehrsuchteleien, die erbärmlichen Parteiungen, die vollkommene Fahrlässigkeit seiner sogenannten Vertreter eben hatte theuer büßen müssen. Und wäre es etwa die Türkei gewesen, die sich der Ausübung einer despotischen Gewalt in Serbien widersetzt hatte?

Rußland konnte vielleicht den Verlust dieser Macht bedauern, welche die populäre Macht des Oberhauptes der Serbier in Schach hielt; es hatte seine guten Gründe dazu. Aber Milosch hatte damals Rußlands Billigung nicht nöthig, die Sachen waren noch nicht so weit gekommen, daß sein Schicksal von der Unterwürfigkeit gegen die Russische Diplomatie abhängen sollte.

Aus allen diesen Gründen ist es, wie man sieht, unmöglich zu läugnen, daß die Wohlthat des in Serbien errichteten Vertretungssystems Milosch verdankt werden muß, und eben so ist es heute eine empörende Ungerechtigkeit, ihn anzuklagen, daß er unedlerweise der Nation habe wieder nehmen wollen, was er ihr so edel gegeben.

Milosch erste Sorge war es, sich ohne Säumen mit der Einrichtung der innern Verwaltung zu beschäftigen. Sie erhielt eine weise und väterliche Organisation. In jedem Distrikte, jeder Stadt bis zum kleinsten Dorfe hinunter war die Administration im Einzelnen den Kmeten oder Alten anvertraut,

an deren Spitze ein Knäs stand, dessen Funktionen etwa die eines Maire sind. Jeder Distrikt hat außerdem einen Baschnäs, eine Art Präsekt, der mit der Regierung correspondiren mußte und dessen Ernennung Milosch sich vorbehalten.

Dreißig Kriegsjahre, Frohnen und Contributionen aller Art hatten dem Ackerbau einen bösen Stoß gegeben; Milosch ermutigte den Fortschritt dieser ersten Quelle des Wohlseins aller Klassen, des Florz der Staaten, indem er die Landbauer von einer Menge Abgaben befreite, die auf ihnen lasteten. Und den gut versorgten Leuten, welche ihn zu überreden suchten, daß man durch solche Steuererlasse dahin kommen würde, die Kosten der Regierung nicht bestreiten zu können, antwortete er: „Wir ändern, wir wollen uns klein einrichten; unsre Sache ist es, durch Sparsamkeit den öffentlichen Schatz für die Auflage zu entschädigen, welche auf den Ackerbauern gelastet hat.“

Er schaffte die Frohnen ab, ausgenommen für Arbeiten von allgemeinem Nutzen. In diesem letzteren Falle bezahlte er den Arbeitern pünktlich einen Tagelohn.

Er wies der Geistlichkeit Besoldungen zu, von welchen sie anständig leben konnte; ohne indeß ihr zu erlauben, eine überwiegende Autorität über das Zeitliche auszuüben.

Vermöge eines jährlichen festen Tributes an

den Sultan, er erlangte die Abschaffung der Zehnten und anderer Steuern, welche die türkischen Beamten vom Volke auf bedrückende Weise erhoben, und befreite dasselbe ganz und gar davon.

Unaufhörlich damit beschäftigt, die Lage der armen Klassen zu verbessern und ihnen aufzuhelfen, ließ er ihnen auf Bericht des Knäsen Ackergeräthschaften und Vieh auf Kosten des Staates geben; er sparte weder Sorge noch Mühe, um, so viel an ihm lag, die noch blutenden Wunden der letzten Kriege vernarben zu lassen.

Der Sitz der Regierung war in Kragujevaz errichtet. Zwei Mal jährlich bereifte Milosch die Städte, Flecken und Dörfer, unterrichtete sich von Allem, hörte alle Reklamationen an, und kam ihnen auf der Stelle nach, wenn sie in seinen Augen gerecht schienen.

— „Ich, sagte er, bin aus dem Volke, ich habe sein Elend mitgeduldet, ich weiß, wann es Recht und wann es Unrecht hat.“

Aber nachdem er materiell die Nation constituirt, blieben dem Staatsmanne in höherer Beziehung noch Aufgaben übrig, die viel schwerer zu vollbringen waren. Man mußte durch die Wohlthat des Unterrichts für die geistige Wiedererhebung des Volkes wirken, das gestern noch Sklave war, ohne Volkserziehung fühlte der Gesetzgeber, würde er nur auf Sand bauen.

„Die Griechen, hat Chateaubriand mit jener ihm ganz eigenthümlichen Weise gesagt, die Griechen haben sich durch ihre Tapferkeit wieder zur Nation erhoben; die Politik hat ihre Legitimität nicht anerkennen wollen, sie haben an den Ruhm appellirt!“

Die Serbische Nation hat auch an den Ruhm appellirt! . . . der Ruhm hat diesem edlen Rufe entsprochen. Aber Ruhm genügt nicht, eine Nation zu regeneriren und aufzuwecken, die Jahrhunderte lang geschlafen hat in Sklaverei, diesem tiefen Grabe, das Alles verschlingt, Alles, sogar das Genie, die Intelligenz, die Würde eines Volkes und das Bewußtsein seines persönlichen Werthes. Siege säubern den Boden von seinen Bedrückern, Freiheit und Frieden erst pflanzen dauerhafte Institutionen auf demselben.

Und das begriff Milosch mit bewundernswürdiger Weise. Feind von Theorieen, vor Allem die Realität der gesellschaftlichen Zustände in's Auge fassend, ging er mit festem Schritte auf dem Wege positiver Verbesserungen weiter. Er beabsichtigte eine fortschreitende Erziehung der Nation durch Erziehung der Kinder, und hörte nicht auf, daran zu arbeiten, daß alle seine Mitbürger einst geeignet sein sollten, an den Handlungen Theil zu nehmen, welche ihre politische Existenz sichern.

— Die Nation, sagte er, ist eine große Familie, deren Interessen, moralische Verbesserung und materielles Gedeihen jedes ihrer Mitglieder wahrzunehmen berufen sein muß; das Volk muß genau seine Rechte kennen lernen, damit es weiß, was die Regierung von ihm zu verlangen berechtigt ist. Sein Gehorsam muß eine Folge seiner Urtheilskraft, nicht seiner Verdumpfung sein.“

Die Ausführung dieser hohen und liberalen Gedanken, die beständige Anwendung dieses schönen Regierungsmittels dürfte wohl der ganze eigentliche Grund zu dem Verfahren sein, welches man gegen den Fürsten Milosch leider mit Glück eingeleitet! . . . Sollte das nicht eines seiner Hauptverbrechen, vielleicht das einzige sein, welches ihm den Zorn gewisser Mächte zugezogen? . . . Mindestens hat man mehr Recht, das zu vermuthen, als diesen Akten des wahrsten, erleuchtetsten Liberalismus gegenüber die Existenz freiheitsmörderischer Anschläge für gegründet zu halten, welche 1839 Milosch zugeschrieben wurden.

Fahren wir fort . . . wir werden nur Beweise auf Beweise für diese Ueberzeugung bringen können: müssen nicht die Kleinen hundert Mal Recht haben, um den Großen zu beweisen, daß sie nicht Unrecht haben?

Der Regent Serbiens erinnerte sich der Cine

drücke und schwermüthigen Genüsse, der kriegerischen Träumereien des kleinen Hirten, erinnerte sich, daß aus den alten Traditionen der ruhmreichen Vergangenheit des Vaterlandes der glühende Patriotismus des Serbischen Bürgers seine Begeisterung geschöpft hatte und aus diesen wehmüthigen und süßen Erinnerungen seiner Kindheit ging der edle Gedanke hervor, unter seinen Augen alte alten Traditionen sammeln, die alten Volksgesänge aufschreiben zu lassen, welche bis dahin nur im Munde des Volkes lebten; er wählte diejenigen aus, welche die hohen Waffenthaten und bürgerlichen Tugenden der alten Serbischen Helden zum Stoffe hatten, ließ ein Sammelwerk daraus machen, und befahl, daß aus diesem Buche den Kindern der erste Unterricht gegeben werden solle, damit von der frühesten Kindheit an der Volkserziehung der unvertilgbare Charakter des Patriotismus aufgedrückt würde. Ueberall wurden Freischulen errichtet und selbst in den kleinsten Dörfern Unterricht verbreitet.

Milosch gab Befehl, in der kürzesten Frist Elementarwerke zu verfassen, die zum Unterricht geeignet seien, und zum ersten Male entstand ein Serbisches Lexikon und eine Serbische Grammatik. Diese Bücher wurden von Wulf Stephanowitsch herausgegeben: die beiden Bände, welche unter dem Titel *Danika* köstliche Volksballaden enthielten

erfreuten sich eines begeisterten Erfolges; sie wurden sogleich in's Deutsche übersetzt und die deutschen Zeitschriften machten durch das Organ der für die Slavische Literatur bedeutendsten Männer die Dichter aller Länder auf das neue Werk aufmerksam.

Vierzehntes Kapitel.

Der Erbfürst von Serbien.

Jetzt begreift man, wie Milosch das Idol des Serbischen Volkes geworden ist, wie noch zu der Stunde, wo ich dieses schreibe, das Volk sich auflehnt, sich weigert, Steuern zu bezahlen, laut nach Milosch wieder verlangt und seine starke, väterliche Autorität, mochte sie auch für Einige despotisch sein... der bastardartigen, Unruhe stiftenden des Senats vorzieht, der in den klarsehenden Augen des Volkes nur die russische Autorität repräsentirt, deren Ränke den Vater des Vaterlandes, wie sie Milosch nennen, abgesetzt haben.

Ich habe einen Brief in Händen gehabt, der, vom 14. Oktober vorigen Jahres datirt, aus einem Dorfe des Distriktes von Kragujewak von einem Landmann geschrieben worden ist, denn Dank dem Despoten Milosch können alle Bauern in Ser-

bien schreiben. Dieser Brief gibt der Person, an welche er gerichtet ist, Nachrichten über Privatangelegenheiten und endet folgendermaßen:

„Wir Andern, wir glauben, daß der Senat nicht das Recht hat, sich an die Stelle unseres Fürsten zu setzen, nicht der Senat hat ihn dahin gestellt, wo er war, sondern wir haben es gethan, wegen der großen Verdienste, die er dem Vaterlande geleistet, und weil er für uns paßte. Und wir wollen Niemand als Milosch gehorchen und zahlen Niemandem anders, als ihm: er erröthet nicht darüber, daß er aus unserer Mitte hervorgegangen ist, und weil er sich stets zu sehr als unsern Freund gezeigt hat, haben die Freunde der Russen, Gott verdamme sie dafür, daß sie sich in unsere Angelegenheiten gemischt haben, uns unsern Vater fortgeführt; aber seien Sie überzeugt, daß noch nicht Alles zu Ende ist.“

Diese wenigen, ganz gewöhnlichen Zeilen, der naive Ausdruck der eigentlichen Gedanken des Volkes, welches in Serbien eine furchtbare Macht bildet, antworten siegreich ganzen Bänden voller Salonpolitik, und resumiren mit bewunderungswürdiger Klarheit vom moralischen wie materiellen Gesichtspunkte aus den wahren jetzigen Stand der Dinge in diesem Lande.

Uebrigens da ich mir das Recht gar nicht an-

maße, daß man mir auf mein bloßes Wort glauben müsse, so will zu meiner eigenen Genugthuung noch eine andere Autorität anführen, als die meinige. Das Journal des Debats, welches man nicht, wie ich meine, des Ultraliberalismus verdächtigen wird, gibt in seiner Nummer vom 24. September vorigen Jahres über Serbien verschiedene einzelne Nachrichten, welche ganz mit denen übereinstimmen, auf welche ich mich stütze.

Dieses Journal, das im Stande ist, gut unterrichtet zu sein, hat bei dieser Gelegenheit redlich die Wahrheit gesagt.

Die Verpflichtungen, welche er angenommen zu haben glaubte, beschränkten sich nicht bloß auf die Schöpfung der großen und nützlichen Einrichtungen, mit welchen Milosch seine Mitbürger beschenkte. Zu derselben Zeit, wo das Oberhaupt Serbiens sich damit beschäftigte, die geistige Emanzipation der Nation vorzubereiten, mußte er auch unaufhörlich daran arbeiten, ihre materielle Unabhängigkeit zu sichern und sie aus dem provisorischen und zweifelhaften Zustande herauszubringen, in dem sie sich befand nach dem der Türkei durch das gebieterische Gesetz des Sieges entrissenen Frieden. . . . Es ist noch ein weiter Schritt von der Ergebung in eine abgemachte Thatsache bis zur authentischen Billigung derselben! Und die letztere mußte Milosch erstreben, damit die Legitimität der serbischen Natio-

nalität niemals wieder in Frage gestellt werden könne und ihre politische Existenz von einem Einfall oder einer bösen Laune der Diplomatie abhängig sei.

Er fühlte auch zu gleicher Zeit, daß bei seinem, von allen Seiten eingeschlossenen Gebiete Serbien auf seine eigenen Kräfte beschränkt sei und daher sich eine Suzerainetät gefallen lassen müsse, und er zog die der geschwächten Türkei bei weitem der russischen vor . . .

Schwierige Verhandlungen, die von fast unübersteiglichen Hindernissen gehemmt wurden, knüpften sich mit der Pforte an, und zogen sich von 1829 bis 1833 hin. Indessen hatte seit 1821, wo dem empörten Serbien der Friede zugestanden wurde, dieses Land gewissenhaft stets seine Verpflichtungen erfüllt, Alles, was es versprochen hatte, war auf's genaueste gegeben worden, die Ruhe und Ordnung war an allen Orten hergestellt, eine starke, regelmäßige Organisation und Unterwerfung unter die Obrigkeit stellte dem Lande die beste Zukunft in Aussicht. Da verstand Machmud, der gleichfalls das Verstandniß der Dinge und einen hohen politischen Geist besaß und sein Jahrhundert begriff, auch Milosch: Die Muselmännische Herrschaft hatte ihre Zeit in Serbien überlebt, Milosch war der Mann, welcher die serbische Revolution zügeln und in den rechten Weg bringen konnte, so daß es dadurch für die Türkei ungefährlich war. Machmud

nahm die Emancipation seiner ehemaligen Sklaven an und genehmigte sie.

Nachdem Alles gegenseitig durcharbeitet war, nahm also die Pforte die von Serbien an sie gerichtete Forderung entgegen, die Unabhängigkeit dieses Landes unter der Suzerainetät der Türkei und Milosch Obrenowitsch als Erbfürsten der Serbien anzuerkennen, unter der Bedingung, daß Serbien der Pforte einen jährlichen Tribut von 1,300,000 türkischer Piaster bezahle, und in die Besetzung Belgrads durch 10,000 Türken willige: alle andern Plätze und Festungen sollten, mit Ausnahme der fünf an den Donauufeln gelegenen, den Serbiern wiedergegeben werden.

Aber wie viel Sorge, Mühe und geduldige Geschicklichkeit mußte das konstitutionelle Serbien anwenden, um vor der hohen Pforte des exequatur seiner Freiheiten zu erlangen.

Es war ein schöner, großer Tag für die serbische Nation, an welchem ein von Constantinopel expedirter Courier den Ferman brachte, welcher die ruhmreich erworbene Unabhängigkeit anerkannte.

Bei Verkündigung dieser glücklichen Nachricht begab sich das Volk freudetrunken vor die bescheidene Wohnung, welche das Haupt der Regierung, jetzt erblicher Fürst von Serbien geworden, einnahm, rief ihn unter lautem Jubel und begrüßte ihn mit

ungcheurem Tauchzen, als wolle es seine officiële Einsetzung ratificiren.

Im ganzen Gebiete Serbiens fanden Freudenfeste statt, nicht von der Art, zu welchen sonst die Obrigkeit das Programm gibt, die Kirchen konnten die Menge nicht fassen, welche Gott zu danken kamen, daß er sie von der Sklaverei befreit. Freudengesänge, von Militärmusik begleitet, Artilleriesalven, unzählige Flintenschüsse hallten viele Tage lang in den Wäldern, Bergen und Ebenen wieder.

Aber Milosch wollte nicht der Begeisterung des Augenblicks die Einverleibung des Rechtes verdanken, welches nur die Nation ihm zu geben hatte. Der erste Regierungsakt des Prinzen bestand darin, daß er den Terman, welcher ihm die souveraine Macht bewilligte, seinen Mitbürgern zur Billigung vorlegte. Milosch bekam seine Krone vom Volke, es schien ihm also billig, daß er ihm dafür huldige: Rußland war nicht dieser Ansicht.

Diese zugleich höchst passende, kühne und edelmüthige Handlung empörte gewisse reizbare Leute... Der russische Bevollmächtigte legte seine Unzufriedenheit darüber an den Tag. „Hält sich etwa Milosch für einen Bolivar? sagte er mit dem Tone der Entrüstung, und zwar in einer großen Versammlung.

Dieser plötzliche russische Groll muß erklärt

werden; wir werden das später auf eine ganz genügende Weise thun.

Auf diese arrogante Rede, welche noch an demselben Abende dem glücklichen Oberhaupte Serbiens hinterbracht wurde, antwortete Milosch mit seiner gewöhnlichen Feinheit und im natürlichsten Tone:

„Unser guter russischer Minister vergaß, daß hier das Volk etwas zu sagen hat . . .

Und das wird nicht das letzte Mal sein, daß die einfachen Antworten des serbischen Fürsten Lächeln auf unsere Lippen bringen, bald werden wir in einer denkwürdigen Unterredung den serbischen Bauer mit dem vornehmen russischen Herrn umspringen und durch seine Antworten voll schlauer Gutmüthigkeit die diplomatischen Talente seines edlen Gegners zur verzweifeltsten Nichtigkeit zurückführen sehen.

Fünfzehntes Kapitel.

Ein Hirt als König.

Die Serbier sind endlich ihre eigenen Herrn, und Milosch verfolgt mit einer Ausdauer und einer Energie, die über alles Lob erhaben ist, sein Werk der Civilisation.

Nichts ist interessanter und reizt mehr zum Nachdenken, als das Studium der Angelegenheiten und Männer dieses Landes, der Politik und den Männern gegenüber, welche wir täglich vor Augen haben . . . Wir andern Völker, die wir so stolz sind auf unsere Fortschritte in der Civilisation, was sind wir im Vergleich zu diesem Naturvolke.

Man vergleiche diese wirkliche Ausübung aller bürgerlichen Tugenden, der Ehre, des Patriotismus, des Schönen und des Wahren mit dem, was anderswo vorgeht . . . diese ganz antik gehaltenen Charaktere mit den unsrigen, diese Seelen von Gold

und Eisen mit unseren, diese patriarchalischen Sitten, diese Reinheit mit unserer Verderbniß; der Vergleich wird leider für unsere Eigenliebe sehr betrübend ausfallen.

Und wenn man die administrative Organisation Serbiens prüft, die auf der liberalsten, wahrhaft konstitutionellen Grundlage basirt ist, wenn man daran denkt, daß diese Musterregierung von einem armen Bauer geschaffen worden ist, der nicht einmal schreiben kann, so muß man erstaunen. Und folgt man dann, von dem Reiz des Wunderbaren hingerissen, dem mächtigen und kühnen Gang dieser wiedererschaffenden Macht, welche die schwierigsten Klippen umschiffet, die bequemen und faulen Fahrstraßen der Gewohnheit, das unverständige Widerstreben der Massen zu bekämpfen hat, etwas anderes anzunehmen, als was immer gewesen, welche andere Grundsätze, andere Pflichten hinzustellen hat bei einer Nation, die eben aus der vollkommensten Unwissenheit gesellschaftlicher Beziehungen und des Staatsrechts sich herauswindet, und sieht man endlich die Ordnung und das Gedeihen des Landes auf rauchenden Trümmern herbeigeführt, dann muß jede erhabene Seele dieser geduldigen, unermüdlichen Macht Bewunderung und Verehrung schenken, deren edle Personifikation Milosch ist.

Die riesige Aufgabe, welche dieser wunderbare und zugleich so einfache Mann übernahm und durch-

geführt hat, ohne vielleicht zu ahnen, daß er in einem der unbedeutendsten Winkel Europas eine der größten politischen Schwierigkeiten siegreich löste, diese Aufgabe war die konstitutionelle Bildung einer Nation, die schon so schwierig ist, selbst bei einem Volke, das aufgeklärter und erfahrener ist, als das serbische.

Um eine vollkommene Idee davon zu geben, wie viel Gutes Milosch durch seine väterliche und liberale Regierung bewirkt hat, müßte man Bände schreiben und mir stehen zu diesem Behuf nur wenige Seiten zu Gebote. Aber ich bin im Besitze eines Aktenstückes, welches uns in die innern Angelegenheiten Serbiens, den Geist und den Gang seiner Regierung einweihet und uns eine Menge damit zusammenhängender Dinge erklärt... Dieses authentische, nicht hinweg zu leugnende Dokument, um so merkwürdiger, als keines der russischen und deutschen Blätter, wahrscheinlich aus Unaufmerksamkeit, seinen Inhalt gegeben, ist die Rede, welche Milosch in der großen, von ihm zusammenberufenen Nationalversammlung gehalten, um als Mandatar der Nation, wie der Fürst von Serbien stets sich bescheiden bezeichnete, Rechenschaft abzulegen.

Und wahrlich, eine seltsame Thronrede ist das.

Es versteht sich von selbst, daß ich hier eine wörtlich genaue Uebersetzung gebe, welche den Originaltext in seiner ganzen Reinheit beibehalten hat, als eine heilige Sache, an der man nichts verändern

darf. Es ist übrigens nicht im Geringsten ein rhetorisches Meisterstück. Man findet darin nicht jene abgenutzten Banalitäten, Räthsel ohne Auflösung, klangvolle Nichtigkeiten, aus welchen gewöhnlich alle königlichen Reden zusammengesetzt sind.

Die Thronrede des Fürsten von Serbien hat das seltene Verdienst, neu zu sein; gewiß, sie ist nach keiner andern kopirt: ein Redekünstler hätte nicht so gesprochen, und dennoch hat Milosch gewiß, ohne Anspruch darauf zu machen, in seiner braven Unkenntniß der Schönrednerei, politischer Lügen und Subtilitäten in diesem Genre ein Vorbild geschaffen, welches alle die unglücklichen konstitutionellen Monarchen zur Verzweiflung bringen könnte, die alljährlich, wie Advokaten ihren Auftragstellern, Rechenschaft ablegen müssen.

Milosch beehrte sich, das Ergebnis seiner Arbeiten, seiner langen Nachtwachen, seinen Mitbürgern unter die Augen zu legen und ihre Ansicht einzuholen, um, wenn es möglich sei, es besser zu machen. Zu diesem Ende berief er eine große Nationalversammlung auf den 16. (28 neuen Styls) Februar 1835 nach Kragujevac, wo sich der Sitz der Regierung befand. Aber da in Serbien das Volk etwas zu sagen hat, wie Milosch dem russischen Minister entgegnete, und es keinen so großen Palast giebt, der die Menge fassen konnte, so wurden zu jener Zeit alle Volksversammlungen, bei denen die

Anglegenheiten des Volkes verhandelt wurden, unter freiem Himmel gehalten, damit Jeder, wie gering er auch sein möchte, ihnen beiwohnen konnte.

Die herrliche Ebene, welche die kleine Stadt Krugjewas umgibt, war also der Schauplatz dieser Feierlichkeit. Einen Monat vorher war in allen benachbarten Orten förmliches Fest. Von allen Seiten eilten freiwillig und fröhlich Arbeiter herbei, um den Ort schicklich einrichten zu helfen.

Eine Rasenanhöhe wird mitten in der Ebene aufgeworfen und mit Fahnen und Zweigwerk geschmückt. Am Fuße dieses malerischen Thrones hat man einen Raum eingefast für die Deputationen, welche ankommen und zu Pferde diesen Versammlungen beiwohnen; rings herum hat man die Ebene amphitheatralisch erhöht, so daß die größtmöglichste Anzahl Zuschauer sehen und hören könne.

Man arbeitet an diesen Vorbereitungen mit außerordentlichem Eifer und unaussprechlicher Lust; Jung und Alt, Jedermann ist da, und das ist ganz natürlich, es ist ja die Sache Aller! Der Fürst Milosch, der stets der Mann aus dem Volke geblieben ist, besucht jeden Tag die Arbeiten, ermutigt die Arbeiter, bleibt bei den Gruppen stehen, welche sich beim Ausruhen bilden, hört ihren Reden zu, antwortet auf alle Reklamationen, die an ihn gerichtet werden, setzt die Gründe auseinander, welche ihn zu dieser oder jener Maßregel bestimmt haben,

die von Einigen nicht recht verstanden oder gemißbilligt worden ist. Hier, wie an allen Orten, an welchen das Oberhaupt Serbiens sich zeigt, wiederholen sich diese gemüthlichen Familienscenen zwischen Volk und Fürst. Milosch fürchtet die Erörterung über die Bedürfnisse und Interessen des Landes nicht; er hat ein vollkommenes Bewußtsein seiner Aufgabe, und will aufrichtig, daß das Bessere in's rechte Licht gestellt werde, sei es auch von wem!

Wie unglaublich auch diese Einzelheiten scheinen mögen, sie sind wahr und bis in's Kleinste hinein genau.

Alle Vorbereitungen sind beendigt. Am 15. Abends gehen die Aeltesten, die Weiber und Kinder in den Tempel, Gott um schönes Wetter für den folgenden Tag zu bitten. Am 16., dem Tage, der dem großen Volksfeste leuchten soll, geht die Sonne strahlend auf, und vom frühen Morgen ab ertönen Artilleriefalven, der lustige Klang der Hörner in den Städten, den Ebenen und Wäldern.

Kragujevatz bietet den fröhlichsten, belebtesten Anblick dar; die Gebäude, alle Häuser sind bis zu den kleinsten Fenstern mit schönen Flaggen verziert mit den Nationalfarben darauf und von Blumen und Laub umgeben; die Kirche, deren Thüren weit offen stehen, ist prunkvoll geschmückt; eine Menge Kerzen brennen auf den Altären und erleuchten Kriegstrophäen, Fahnen und Blumen, die in der

Mitte des Schiffs aufgestellt sind; eine liebliche Musik spielt die frommen Melodien der alten volksthümlichen Festgesänge Serbiens. Diese Gemeinschaft der Interessen, diese Einigung in Patriotismus, Frömmigkeit, Alles in diesen Serbischen Sitten ist von Poesie durchdrungen!

Die Straßen fassen kaum das Gewoge des Volkes in Festkleidern, welches Volkslieder singt und stolz ihre Banner von tausend Gestalten und Farben schwingt, auf denen man liest: Freies Serbien, und darunter: Distrikt ***, Dorf ***. Die siegesfrohe Miene, die naive und laute Freude, welche aus allen Gebärden, allen Reden hervorleuchtet, die Verschiedenartigkeit, das Malerische der Kleidung geben diesen Haufen einen ganz eigen thümlichen Charakter.

Es sind dies die Bevölkerungen der entfernten Landschaften und Dörfer, die aus allen Theilen des Reiches herbeigeeilt sind, um der großen Familienversammlung beizustehen, bei welcher Allen ohne Unterschied Rechenschaft abgelegt werden soll von den Angelegenheiten des Landes. Von Kragujewak, welches diese Landleute nur schnell durchziehen, begeben sie sich nach der Ebene, und stellen sich, dort angekommen, um die Schranken herum auf, welche für die als Deputationen der Distrikte kommenden Reiter bestimmt sind. Diese Letzteren sind offiziell berufen: es sind die Knäsen, Woivoden, die Prälaten

und alle Civil- und Militärbeamten, und sowie diese Deputationen ankommen, ordnen sie sich um die Königliche Bühne, den Rasenhügel . . .

Es schlägt zwölf, Fanfaren, Trommeln, wahnsinniges Vivatgeschrei der Menge, durch welche der Fürst Milosch, seine Frau und seine Söhne ziehen, verkündet ihre Ankunft auf dem Platze. Er stellt sich mit den verschiedenen hohen Körperschaften des Staates, die ihn begleitet haben, auf den Hügel, macht mit freudiger Miene die Runde um denselben, und grüßt nach allen Seiten; leidenschaftlicher Jubel ist rings umher die Antwort darauf; darauf bleibt er auf einer Art Tribüne stehen, welche einen Vorsprung bildet und spricht stehend, das Haupt vor der Nation entblößt, mit starker Stimme folgende Rede:

Sechzehntes Kapitel.

Eine Muster-Thronrede.

„Brüder!

Ein Jahr ist verflossen, seit wir uns in gleicher Anzahl und zu eben so wichtigem Zwecke versammelt gefunden haben. Als wir uns trennten, war unsere Absicht, uns am St. Georgentage wieder zu versammeln, aber der Futtermangel erlaubte uns zu jener Zeit nur eine kleine Versammlung zu halten; während des Sommers und des Herbstes war es uns unmöglich, eine Nationalversammlung zusammen zu berufen, weil die verdoppelte Arbeit in Folge der außerordentlichen Dürre den Landleuten nicht erlaubte, ohne bedeutenden Nachtheil sich aus ihrer Heimath zu entfernen. Unsererseits haben wir trotz aller unsrer Anstrengungen die Arbeiten noch nicht vollenden können, welche der allgemeinen Versammlung

vorgelegt werden sollten, und selbst bis zum jetzigen Augenblicke war es uns noch nicht möglich, die Volkszählung zu vervollständigen und die Ziffer der Zehnteneinnahme und anderer Einkommensquellen zu fixiren. Es stand eben so wenig in meiner Macht, in dem kurzen Zeitraume mehrere von den Einrichtungen herzustellen, deren dringende Nothwendigkeit ich noch fühle.

Es ist zwei Jahre, daß wir Herren bei uns im Lande sind, und Serbien ein Staat geworden ist. An den Grundlagen eines Staates aber muß man langsam arbeiten und sich hüten, auch nur eine Silbe auszusprechen, welche man vielleicht morgen genöthigt wäre, zurückzunehmen, zum großen Schaden des Gemeinwohles und zu unsrer eigenen Verwirrung. Jahrhunderte sind verflossen, seit die verschiedenen Staaten der Welt nach und nach die Stellung erreicht haben, in welcher Ihr sie jetzt seht, und dennoch verlangen tagtäglich ihre Einrichtungen einige Veränderungen. So muß es auch mit Serbien gehen. Serbien kann nicht in einem Jahre ein so vollkommen verwaltetes Land werden, daß nichts daran getadelt werden könnte.

Mehrere Eigenthümlichkeiten finden sich noch bei der Serbischen Nation vor und dieselben werden der Civilisation und der Aufklärung, welche die Nationen Europa's charakterisiren, geopfert

werden müssen, bevor wir hoffen können, uns mit ihnen in eine Reihe stellen zu können, und besonders haben wir unter uns noch keine genügende Anzahl von Männern, die fähig sind, die Verwaltung zu leiten, wie das in den andern Ländern Europa's der Fall ist. Darin lag das große Hinderniß zur Herstellung der Einrichtung, welche wir unserm Vaterlande zu geben wünschen.

Bei einer so feierlichen Gelegenheit wie die heutige, umgeben von den theuersten Mitgliedern der großen Serbischen Familie, von den Mitgliedern des gesetzgebenden Körpers, denen der Provinzialgerichtshöfe, den Hauptleuten der Distrikte, den Ältesten der verschiedenen Gemeinden und der Kirche, stelle ich mich hier vor Euch hin, meine Brüder, um Euch an die Rede zu erinnern, welche ich im vergangenen Jahre, am St. Tryphonstage, in der Generalversammlung gehalten, habe drucken lassen. In dieser Rede theilte ich Euch meinen Wunsch mit, eine regelmäßige Verwaltung zu bilden und ferner die Auflagen auf eine billige und einfache Weise zu vertheilen, die zugleich dem Interesse des Staatsschatzes am angemessensten wäre; drittens die Schulden unsrer alten Bischöfe zu bezahlen, welche für die seit Kurzem Serbien einverleibten Provinzen eine große Last waren. Ich habe das ganze Jahr hindurch beständig meine Aufmerksamkeit im Staatsrathe so

wohl, wie mit Hinzuziehung der Rechtskundigen unseres Landes, auf die Mittel gerichtet, das passendste und unsrem Lande vortheilhafteste Verwaltungssystem festzustellen, und ich bin zu dem festen Entschlusse gekommen:

1) Ein Grundgesetz für Serbien zu veröffentlichen, welches genau die Rechte und Pflichten des Fürsten, die Rechte und Pflichten der Serbischen Behörden, sowie jedes einzelnen Serbiers bezeichnet und abgrenzt. Dieses Grundgesetz wird in Eurer Gegenwart vorgelesen werden, und Ihr werdet daraus sehen, daß die Nationalrechte, diejenigen, in deren Genuß jeder Serbier kommen soll, von der Art sind, wie sie die Menschlichkeit verlangt: daß die Person jedes Serbiers frei ist und jeder Serbier Herr seines Eigenthums. Wir werden Alle diesem Gesetze Gehorsam schwören, nicht bloß wir, die wir hier versammelt sind, sondern auch diejenigen von unsern Brüdern, welche an der Anwesenheit verhindert werden. Wir schwören Einer dem Andern, der Fürst den Behörden und dem Volke, die Behörden dem Fürsten und dem Volke, das Volk dem Fürsten und den Behörden, dieses Grundgesetz als heilig und unverleßlich zu betrachten, wie wir das Evangelium heilig und unverleßlich halten, uns niemals auch nur einen Zoll breit davon zu entfernen und nicht eine einzige Silbe daran zu verändern, ohne

vorher die Einstimmung der ganzen Nation erlangt zu haben.

2) Habe ich beschlossen, einen Staatsrath zu bilden, der die erste und höchste Behörde unsres Landes nach mir, dem Fürsten, ausmacht: Er wird aus sechs Ministern zusammengesetzt sein, von denen jeder einer Abtheilung der Verwaltung vorsteht und aus mehreren Spezialrâthen. Die Minister liefern Berichte über die Angelegenheiten, die Râthe prüfen sie und autorisiren die Maßregeln, welche mir dann zur Genehmigung vorgelegt werden. Die Minister sind ebensowohl wie die Râthe, dem Fürsten und dem Volke für ihre Handlungen verantwortlich, und besonders für die Mißbräuche, deren sie sich bei der Ausübung ihrer Macht etwa schuldig machen könnten.

3) Habe ich befohlen, daß unser Civil- und Strafgesetzbuch, auf dessen Abfassung vier Jahre gewendet worden sind, abermals durchgesehen, verbessert und verständlicher gemacht werden soll: Diese Gesetzbücher werden unsern Richtern übergeben, daß sie nach ihrem Inhalte den Unschuldigen beschützen und den Schuldigen bestrafen können. In Zukunft wird jeder Serbier Schutz und Gerechtigkeit finden, nicht wie sonst, in der persönlichen Ansicht des Richters, sondern unter dem Schilde des Gesetzes. Durch derartige Einrichtungen wird die innere Verwaltung, wie ich hoffe,

gekräftigt, und wie mit einer engen Kette ineinander verschlungen werden. Das Volk wird unter die Ältesten, Hauptleute und Richter gestellt werden, die Richter unter den Staatsrath, der Staatsrath unter den Fürsten, der Fürst selbst unter das Gesetz und in beständige Beziehung zu dem Staatsrathe. Eine solche Verfassung wird gleichsam einen Kreis bilden, welcher die Willkühr Aller im Allgemeinen und jedes Einzelnen von uns insbesondere mit einer Schranke umgibt. Es ist möglich, daß selbst bei diesen Einrichtungen Unvollkommenheiten entdeckt werden können, mit der Zeit werden dieselben hervortreten und dann kann ihnen Abhülfe geschehen. Weder mein eigenes Urtheil, noch die Belehrungen, welche ich mir eingeholt, noch die Zeit, welche ich ihrem Studium widmen konnte, haben mir genügen können, eine so wichtige Aufgabe zur äußersten Vollkommenheit durchzuführen, so daß ich sagen könnte: „Niemand wird einen Fehler an meinem Werke finden,“ oder: „Es ist das vollkommenste Werk, das auf Erden existirt.“

Nachdem ich auf diese Weise die Versprechungen erfüllt, welche ich in Bezug auf die in die innere Verwaltung zu bringende Ordnung gethan, will ich jetzt Eure Aufmerksamkeit auf eine andere wichtige, in meiner Rede vom vergangenen Jahre

erwähnte Frage richten, nämlich auf welche Weise die Abgaben vom Volke erhoben werden sollen.

Die Serbische Nation befindet sich in der Nothwendigkeit, alljährlich folgende Ausgaben zu bestreiten: Tribut an den Sultan, Gehalt für den Fürsten und seine Familie, Gehalt für die Beamten der Regierung und für die Bischöfe, Ausgaben zur Aufrechterhaltung einer Militärmacht, ferner die Errichtung von Posten, von Quarantainen, die Gesandtschaft in Constantinopel, die Consularagenten an verschiedenen Orten, und endlich die unverhofften Ausgaben.

Bisher haben die aus verschiedenen Quellen bezogenen Revenuen uns erlaubt, diese unerläßlichen Ausgaben zu bestreiten. Die Serbische Nation muß, wie früher, auch in Zukunft uns die nöthigen Hülfsmittel für diese Ausgaben herbeischaffen. Ich habe in Uebereinstimmung mit dem gesetzgebenden Körper die Mittel aufgesucht, dieser gebieterischen Nothwendigkeit auf eine Weise Genüge zu thun, welche die mildeste und billigste für das Volk, und zu gleicher Zeit die bequemste für die Regierung sei. Wir haben im Laufe des vergangenen Jahres in dieser Beziehung verschiedene Berathungen gehabt, bei welchen die Einen dieser, die Andern einer andern Meinung gewesen sind. Ich habe mich endlich überzeugt, daß es das Passendste sein wird, eine allgemeine Schätzung

der Ausgaben Serbiens zu machen und den Betrag derselben direkt und in runder Summe vom Serbischen Volke zu erheben. Die Einkassirung dieser Taxe wird zu zwei verschiedenen Epochen des Jahres stattfinden: die erste auf den St. Georgstag am 23. April, die andere auf St. Demetrius den 9. November, um dem Volke es leichter zu ermöglichen, die zur Zahlung nöthige Summe an dem bestimmten Tage beizubringen.

Um das Volk von den fortwährenden Unannehmlichkeiten zu befreien, welche ihm kleine, indirekte Contributionen bringen, habe ich nur eine Taxe festgesetzt, nämlich drei Dollars alle sechs Monate für die Person. Ich sage: Zahlt drei Dollars zweimal jährlich und Ihr seid frei von jeder andern Zahlung, welchen Namen sie auch habe, als da sind: Kopfsteuer, Kirchentaxen, Heirathstaxen, Auflagen auf Getränke und Getreide, Sechster auf türkischen Weizen, Gerste, Hafer und Roggen, Sechster auf Honig und Wein.

Endlich wird das Volk von jeder Art Dienstleistung gegen beamtete Personen befreit, (ausgenommen in dem Falle, wo die Regierung für den allgemeinen Nutzen Arbeiter requirirt und selbst in diesem Falle zahlt sie jedem Mann, der mindestens einen Tag arbeitet, einen Arbeitslohn). Die Wege und Brücken allein werden auf Kosten

der verschiedenen Dorfschaften errichtet werden. Die Wälder und Weiden sind in Zukunft Nationaleigenthum: die ganze Nation zahlt zu ihrer Unterhaltung Abgaben, es ist also auch gerecht, daß Jedermann den Genuß davon habe. Wenn man nun die zahlreichen Vortheile erwägt, welche aus dieser neuen Art Besteuerung entspringen, so wird man eingestehen müssen, daß keine Nation auf eine liberalere Art besteuert ist, als die Serbische.

Es fragt sich nun noch, ob das Einkommen dieser Taxe für unsere jährlichen Ausgaben genügend sein wird. Unsere Verwaltung muß jetzt sehen können, ob es der Fall ist, oder nicht; und es wird die Pflicht des Finanzministers sein, bei Ablauf des jetzigen Jahres mir, dem Staatsrathe und der Nationalversammlung die Balance der Einnahmen und Ausgaben des Staates vor Augen zu legen.

Indessen, damit die Vertheilung dieser Steuer der Art geschehen könne, daß die ärmsten wie die reichsten Serbier zufrieden sein können, werde ich Euch die Volkszählung mittheilen, bei welcher die Zahl der Verheiratheten und nicht Verheiratheten angegeben ist; das Vermögen jedes Serbiers ist bei derselben aufbemerkt, und dieser Liste und der Einnahme jedes Unterthans gemäß soll die Vertheilung der Steuer stattfinden. Die Bestim-

mung, welchen Theil dieser Steuer jedes Individuum zu bezahlen haben wird, ist weder meine Sache, noch die der Regierung; die Aeltesten jeder Gemeinde müssen die einzelnen Verhältnisse festsetzen.

Ich richte diese Worte an Euch, Brüder und Edelleute, und fordere Euch auf, mündlich oder schriftlich mir Eure aufrichtige und unumwundene Meinung mitzutheilen, damit ich erkenne, ob Ihr die Einrichtungen, von welchen ich gesprochen, billigt, und ob Ihr mit mir über den Betrag der Steuer und der Art, sie zu erheben, einverstanden seid. Laßt mich Eure Meinung hören, jetzt, wo Ihr versammelt seid und nachdem Ihr dem Grundgesetze Gehorsam geschworen, wählt die Fähigsten unter Euch, gebt ihnen Vollmacht, als Eure Vertreter hier zu handeln und mir das Mittel an die Hand zu geben, daß ich in Uebereinstimmung mit ihnen und dem Staatsrathe die nöthigen Schritte thun kann. Diese Männer werden dann zu Euch zurückkehren und Euch Rechenschaft von unsern gemeinschaftlichen Arbeiten ablegen. Von Euch selbst gewählt, werden sie Eure Deputirten sein, daher ist es auch Eure Sache, für ihren Unterhalt zu sorgen. Sie werden allen Versammlungen beiwohnen, um die Rechnungen zu prüfen und die Resultate dieser Prüfung dem Volke mitzutheilen.

Eine Versammlung wie die heutige, kann, in Betracht der Ausgaben, welche sie verursacht, alle Jahre nur ein Mal statthaben, aber Deputirte des Volks, wie ich sie Euch vorschlage, existiren in andern Ländern und sind auch für unseres nothwendig."

Diese Rede wurde in Tausenden von Exemplaren gedruckt und auf Milosch's Befehl in dem ganzen Lande Serbiens vertheilt: „Damit, sagte er, Jeder Kenntniß von dem habe, was im allgemeinen Interesse gethan oder beschlossen worden sei."

Kurze Zeit nach dieser Versammlung wurde auf Requisition Rußlands der Fürst Milosch nach Constantinopel geladen.

Siebzehntes Kapitel.

Milosch und Nachmud.

Kurze Zeit nach der großen Nationalversammlung des 16. Februar 1835 empfing der Fürst Milosch vom Sultan eine gnädige Botschaft, welche ihn in den prunkvollsten Ausdrücken des orientalischen Styls aufforderte, sich nach Constantinopel zu begeben: „Seine Hoheit würde, hieß es darin, als einen der glücklichsten Tage ihres Lebens den Tag betrachten, wo es ihr vergönnt wäre, dem ruhmreichen Fürsten Serbiens die hohen Empfindungen persönlich auszudrücken, welche sie gegen ihn hege.“

Die Zeit war vorbei, wo auf ein Zeichen der Serbische Sklave an Händen und Füßen gebunden vor seinen Herrn geschleppt werden konnte, damit dieser nach Laune über ihn verfügen könne! Es konnte sogar nicht mehr davon die Rede sein,

ihm einen Befehl zuzufenden, dem der, welcher ihn empfing, nicht gehorchen zu müssen hätte glauben können; jetzt mußte man dem ruhmreichen Prinzen von Serbien gegenüber Formen anwenden, um von ihm die Gunst einer Zusammenkunft zu erlangen...

Milosch war von dieser an ihn von der Pforte verschwendeten Höflichkeit nicht geblendet . . . er sah augenblicklich den wahren Werth derselben ein und begriff deren Beweggründe, ebenso errieth er, wessen Anstiften er die Ehre verdankte, vor Seiner Hoheit erscheinen zu sollen . . . Aber mit seinem gewöhnlichen Scharfblicke merkte er auch ab, welchen Nutzen er aus dieser Annäherung ziehen könne, welche von seiner Seite durchaus nicht nachgesucht und erbettelt war. In dem geheimen Kabinette des Sultans konnten viele Dinge aufgeklärt und nützlich erörtert werden . . . Das Oberhaupt von Serbien entschloß sich also zu der Reise nach Stambul.

Dieser Beschluß fand unter seinen Råthen Opposition. Dieselben Befürchtungen, welche ihm einige Jahre früher ausgedrückt waren, um ihn davon abzuhalten, daß er sich in das Lager Kurschid-Pascha's begeben, wurden wiederholt, und fanden diesmal noch in einer furchtbaren Erinnerung eine Stütze . . . Aber Milosch hat niemals von Bedenklichkeiten Aufhebens gemacht, die ihn persönlich betrafen, sobald es sich um das Interesse des Vaterlandes handelte. „Nun, sagte er ihnen, wir hat-

ten Alle Recht, Euer Mißtrauen war gegründet, wie auch mein Vertrauen auf Gott gerechtfertigt worden ist! Es gibt Fälle, wo Berwegenheit einen besseren Ausgang nimmt, als Klugheit, und so wie ich aus dem Dsmanischen Lager zurückgekommen bin, werde ich auch von Constantinopel wiederkehren!"

Kostbare Ehren erwarteten ihn dort. Machmud, dieser andere, gleichfalls außerordentliche Mann, begriff, wie viel Verpflichtungen ihm das edle Vertrauen seines alten Feindes auferlegte, und er gab dieß auf edle Weise zu erkennen.

Man muß gleichfalls dem Türkischen Volke zum Lobe nachsagen, daß der Serbische Held überall auf seinem Wege die lebhaftesten Beweise von Bewunderung und Ehrfurcht empfing.

Die Reise des Volksoberhauptes Serbiens nach der Türkei war auf allen Punkten eine Ovation; mehreremale sagte er: „Ich war niemals auf so viel Wohlwollen gefaßt. Es liegt etwas Gutes in diesem armen Volke von Sklaven.“

In Constantinopel war der Empfang des Fürsten Milosch einer der feierlichsten: er ritt durch die Stadt, um sich nach dem Palaste zu begeben, auf einem Pferde, dessen Sattelzeug orientalisches mit Sammet, Gold und Edelgestein geschmückt und ihm vom Sultan geschickt worden war; er wurde von den Oberoffizieren der Leibwache escortirt und von

hochgestellten Personen umgeben. Miosch ist von mittlerer Größe, seine Haltung ist militärisch, seine Manieren einfach, niemals gewöhnlich, häufig sehr würdevoll: er hat eine freie Stirn, durchdringenden Blick; seine Physiognomie bildet ein seltsames Gemisch von Kühnheit, Energie und Milde, aber dominirend ist der Ausdruck spöttischer Schlaubeit. Seine gewöhnlich ruhige und kalte Miene ist imponirend, und der schöne, lange Bart, den er trägt, gibt dem ganzen Eindrucke des Kopfes einen außerordentlich stolzen Charakter.

So erschien vor den verwunderten Blicken der Menge, die sich auf seinem Wege in den Straßen drängte, der Serbische Bauer, der glückliche Soldat, welcher sich in diesem Augenblicke von den Huldigungen der Muselmänner, seiner früheren Herren umgeben sah! Und als in begeisterten Aufschwunge das Volk ihn mit lebhaftem Jubel begrüßte, strahlte der Blick des Fürsten von einer jener stolzen Freuden wieder, von dem unendlichen Glücke, welches in einer Minute die Mühen des ganzen Lebens eines Mannes belohnt! . . .

Im Palast angekommen, wo der Divan zusammenberufen war, wurde der Fürst von Serbien mit den gebräuchlichen Ceremonien eingeführt; nachdem diese Formalitäten abgemacht waren, entwickelte Machmud seinem Vasallen gegenüber alle Koketterien

der ausgesuchtesten Höflichkeit; mit vollkommener Anmuth wiederholte er ihm öffentlich die Versicherungen seiner hohen Achtung und der Bewunderung, welche er seit lange „für einen der staunenswerthesten Männer des Jahrhunderts“ hege.

Milosch war, und das begreift sich wohl, außerordentlich bewegt und verhehlte seine Verlegenheit, so gut er konnte. Einige Augenblicke hindurch ruhte sein ausdrucksvoller Blick auf dem Sultan . . . darauf sagte er mit unbeschreiblichem Tone:

— „Ich bin sehr in Verlegenheit, wie ich Eurer Hoheit antworten soll . . . Sie haben mir die wenigen Worte weggenommen, welche ich an Sie hätte richten können, und die in meinem Munde der Ausdruck der Wahrheit wie meiner Gedanken gewesen wären!“

Machmud lächelte und reichte ihm liebevoll die Hand.

Milosch war der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit und Neugier; er bemerkte es wohl und nahm sich zusammen. Seine Gebärden wurden belauscht, seine geringsten Worte wiederholt; aber der Bauer, der auf edle Weise immer er selbst blieb, wußte Achtung einzulößen, selbst wegen seiner Unwissenheit der schönen Weltmanieren, deren er selbst geistvoll sich beschuldigte. Und an diesem Hofe mit den kriechenden, furchtsamen Formen,

war seine würdevolle Haltung ohne Starrheit, dem Sultan gegenüber, der Gegenstand der Bewunderung für Leute, welche niemals den Blick bis zur Stirn ihres Herren erhoben.

Indem er sich beständig seiner Stellung angemessen zeigte, machte sich Milosch alle Männer von einigem Werthe geneigt, und sehr genaue Mittheilungen, in deren Besitze ich bin, autorisiren mich, zu versichern, daß Milosch in Constantinopel noch viele und ergebene Anhänger zählt . . .

Machmud war allerdings in Bezug auf Erziehung ihm sehr überlegen; aber bald mußte er erkennen, daß er mit einem Gegner zu thun habe, der in diplomatischen Scharmützeln eben so furchtbar sei, als auf dem Schlachtfelde.

Seit seiner Ankunft sah der Fürst den Sultan häufig in Privataudienzen, und keine Mittheilung von Bedeutung war ihm gemacht worden. Die Zeit verfloß angenehm unter Festen, Huldigungen und schmeichelhaften Ehrenbezeugungen für den treuen und geehrten Verbündeten der Türkei; indessen vermuthete dieser, daß er nicht bloß einzig und allein nach Constantinopel berufen sein könne, um Complimente zu empfangen und zu erwidern, oder jene Gewöhnlichkeiten zu verhandeln, die eben so gut auf Kanzleien hätten abgemacht werden können! Mehre Male hatte Machmud beim Gespräche über die Angelegenheiten Serbiens im Allgemeinen

einige zweideutige Worte über seine Verfassung hingeworfen; aber Milosch hütete sich wohl, in dieser Beziehung zu verstehen und von irgend einer Insinuation Notiz zu nehmen; und als erfahrener Taktiker setzte er den feindlichen Manoeuvren jene Kraft der Trägheit entgegen, den schlimmsten Widerstand, den es geben kann. Da mußte sich also der Sultan entschließen, die Befehle vollziehen, welche er von dem russischen Kabinette empfangen.

Eine mit einem der beiden Unterredenden sehr vertraute Person hat mir die folgenden merkwürdigen Einzelheiten mitgetheilt:

— Fürst, sagte endlich eines Tages der Sultan zu Milosch, die aufrichtigsten Bewunderer Ihres seltenen Verdienstes sehen mit Bedauern, daß Ihre Regierung, in vielen Punkten so vortrefflich, einen höchst gefährlichen Weg einschlägt!

— O mein Gott! rief Milosch mit beunruhigtem Tone, wie, Euer Hoheit überhäuft mich mit so viel Beweisen Ihrer kostbaren Theilnahme, warum haben Sie mich nicht schon früher darauf aufmerksam gemacht?

— „Es ist ein ernster, wichtiger Gegenstand, antwortet der Sultan, er konnte nicht durch Mittelspersonen verhandelt werden. Ich habe gedacht, es sei vorzuziehen, wenn er unter uns, Fürst, mit dem vollsten, hingebendsten Vertrauen geprüft und durchgesprochen werde.“

Milosch, der nicht recht begriff, was zwischen einem Türken und einem Serbier für Herzensergießungen Statt haben können, begnügte sich damit, sich schweigend zu verbeugen.

— „Die Institutionen, deren Einrichtung Sie in Serbien zulassen, fuhr Machmud fort, werden, indem sie Ihnen das souveraine Ansehen entreißen, Fürst, Sie unwiderruflich Ihrem Untergange entgegenführen. Die Erfahrung von dem, was bei anderen Nationen vorgeht, bestätigt diese Befürchtungen!“

— „Was mich anbetrifft, so möge es kommen, wie es Gott wohlgefällt! Die souveraine Autorität gehört nicht mir, es wäre das eine zu schwere Bürde für einen armen Ignoranten, wie ich bin! sagte Milosch unterwürfig; deshalb habe ich sie auch zwischen mir und denen getheilt, die mir mit ihrem Rathe und ihrer Kenntniß beistehen können, und wir üben die Gewalt so zu sagen in Familie aus, zum größten Nutzen der ganzen Nation.“

Jetzt war die Reihe an dem Sultan, diese so natürliche, vollendete Definition vom Repräsentativsystem nicht zu begreifen.

— „Ihre Verfassung, so wie sie existirt, versetzte er, enthält zu viel demagogische Elemente.“

— „Was ist das? fragte Milosch mit besorgter Miene.

— Fürst, entgegnete Machmud mit verhaltenem

Uerger, Sie räumen dem Volke unmäßige Rechte ein: Ihre Constitution gibt ihm mit einem Wort einen zu großen Theil Freiheit.

— Das Serbische Volk besitzt nur den Antheil Freiheit, den es sich durch vierzig Jahre der schmerzlichsten Opfer erworben, sagte Milosch mit dem natürlichsten Tone, es würde es heute sehr hart finden, sich auf kleinliche Weise Glück und Freiheit von dem ihrer Brüder zumessen zu sehen, den es zu seinem Oberhaupt gewählt hat.

— Das Serbische Volk ist noch nicht genug geformt für die Veränderungen, welche sich in seiner Lage zugetragen, als daß man ohne eine große Gefahr es eine so absolute Freiheit genießen lassen könnte, die es früher oder später einmal mißbrauchen muß. Endlich, Fürst, flößt Ihre Art zu regieren ernsthafte Besorgnisse den Mächten ein, welche der Anerkennung von Serbiens Unabhängigkeit ihre Zustimmung gegeben!"

Dieser Ausdruck traf scharf in die Seele des Patrioten und klang dem Oberhaupte des heldenmüthigen Serbiens schlecht in die Ohren. Aber Milosch übt eine große Gewalt über sich selbst aus; sein Thema hatte er übrigens voraus überlegt; er antwortete mit Ruhe:

— Man mißbraucht gewöhnlich nur das, was Einem nicht zukommt. Warum sollte das Serbische Volk das mißbrauchen, was es in Folge

seines guten Rechtes besitzt? Seine jetzige Organisation muß ihm doch wohl behagen, weil es das Gewehr weggelegt und das Grabsteit dafür ergriffen."

Machmud fühlte den Stich.

— Fürst, versetzte er lebhaft, Ihre Verfassung enthält Grundsätze, welche die königlichen Prærogativen untergraben, die alle Souveraine fest aufrecht und in Ansehen zu erhalten suchen. Ich sehe mich ge- nöthigt, Sie daran zu erinnern, Fürst, daß die Schutzmächte Serbiens das Recht des Rathes haben in Bezug auf Alles, was die durch die Traktate festgesetzten gegenseitigen Interessen berührt.

— Ich erinnere mich nicht, sagt Milosch mit einer Miene des Zweifels, jemals mit anderen Mächten als der Türkei Traktate abgeschlossen zu haben . . . Kommt Serbien nicht mit der größten Pünktlichkeit diesen Verpflichtungen nach, welche es gegen die Hohe Pforte übernommen?

— Die Thronrede, welche Sie am vergangenen 16. Februar gesprochen, fuhr Machmud fort, ist der Gegenstand einer sehr lebhaften Rüge von Seiten Rußlands geworden, Fürst.

— Aber haben wir denn mit Rußland Etwas zu schaffen, wir Anderen? unterbrach ihn Milosch lächelnd.

Und der Sultan versetzte, ohne weder auf die Frage noch auf die schelmische Interpellation zu antworten mit einer Ungeduld, welche Milosch nicht zu bemerken sich den Anschein gab:

— Diese Thronrede hat Reclamationen von Seiten des Kaiserlichen Kabinetts hervorgerufen, denen zu Folge ich die Nothwendigkeit anerkannt habe, mit Ihnen diese Unterredung zu haben.

— Ich weiß nicht, was man unter einer Thronrede versteht, ich, versetzte der Fürst mit köstlicher Bosheit, ich glaubte Nichts derartiges gethan zu haben, wenn man nicht den Bericht über unsere gemeinschaftlichen Arbeiten so nennen will, den ich allerdings der Nationalversammlung vorgelegt. Es thut mir sehr weh, diese Art von Rechenschaftsbericht in diesem Augenblick nicht Eurer Hoheit vorlegen zu können, ich habe ihn drucken und an diejenigen von unsern Brüdern vertheilen lassen, welche nicht bei der Versammlung gegenwärtig waren. Eure Hoheit würden daraus ersehen, daß sie nur für uns Interesse haben kann.

— Ihre Verfassung interessirt die Mächte, wenn sie solcher Natur ist, daß sie ihre Ruhe gefährden kann . . ." unterbrach Machmud.

Aber Milosch fuhr ruhig fort:

— Es ist weiter Nichts, als der Status der Lage unserer Angelegenheiten, der zu gleicher Zeit

die Pflichten des Regierungsoberhauptes bestimmt, wie die des Volkes: das ist Alles. Wir Bauern, wir halten uns, so gut wir können! Man hat, wie ich sehe, vielen Lärmen um Nichts gemacht."

Man denke sich, wie Machmuds Haltung war während dieser mit einfältigem Tone, den Milosch so vortrefflich zu benutzen weiß, gesprochenen Antworten, er sah mit starren Blicken sich den Bauer an, und betrachtete ihn mit der verwunderlichsten Miene . . . und man hat eine Idee von der be-
lustigenden Szene zwischen den beiden Männern, die sich verstanden, ohne sich verstehen zu wollen, und deren beiderseitiger Scharfsinn nicht im Stande war, über den des Andern den Sieg davon zu tragen!

— Fürst, . . . antwortete der Sultan mit sehr besänftigtem Tone, die Verfassung, welche Sie Ihrem Lande gegeben haben, ist unendlich liberaler als die der anderen Regierungen Europa's, und aus politischen Gründen, welche Sie zu schätzen wissen werden, kann dieser Stand der Dinge nicht ohne Uebelstand so bleiben. Rußland glaubt, fügte er hinzu, daß in Bezug auf die unter seinen Schutz gestellten Völker es die Ansteckung der von Serbien angenommenen Grundsätze zu befürchten habe. Die Moldau und Wallachei zum Beispiel könnten aus Nachahmung Veränderungen in den Institutionen treffen wollen, nach welchen sie sich regieren, oder

Ansprüche erheben, denen Rußland nachzukommen nicht geneigt sein dürfte. . . . Endlich sieht diese Macht mit Besorgniß, was in Serbien vorgeht, und ich habe mich verpflichten müssen, Fürst, von Ihnen einige als nothwendig erkannte Modifikationen zu erheischen.

— Serbien ist zu schwach, sagte Milosch, als daß irgend Jemand daran denken könne, nachzuahmen, was es thut! Es wundert mich sehr, daß Rußland, welches seine mächtigen Arme über mehr als fünfzig Millionen Sklaven ausbreitet, sich darum kümmert, was in unserem armen Fürstenthume passirt!“

Der Sultan konnte sich nicht enthalten, zu lächeln; er liebte Rußland eben so wenig als Milosch, und er seines Theils war mit dem Widerstande, welchen sein Vasall dieser Macht gegenüber zeigte, ganz zufrieden. . . . aber die Türkei war unter dem Joche der Freundschaft Rußlands, und er mußte daher ihm nachgeben! Das Eis war gebrochen, Mahmud hörte auf, diplomatische Winkelzüge und Listen bei dem Manne anzuwenden, der so listig und verschlagen war, als irgend Jemand; sehr bestimmte, sehr runde Erklärungen gaben Milosch kund, daß die mit der Türkei verbündete Macht verlange, die Pforte solle in ihrer Eigenschaft eines Suzerains interveniren und Serbien

die Verpflichtung auferlegen, seine Verfassung zu ändern, die zu demagogische Grundsätze habe . . .

Diese Erklärung traf Milosch nicht unvorbereitet. Er wußte seit lange, an wen er sich zu halten habe, und war im Stande, den Erörterungen zu stehen, zu welchen diese Eröffnung Anlaß geben mußte. Er begnügte sich, dem Sultan mit allgemeinen Versicherungen zu antworten, daß er aus Rücksicht auf den Sultan alle Concessionen machen wolle, welche mit den Interessen Serbiens vereinbar sein würden.

— Fürst, sagte Machmud, dieses merkwürdige Gespräch beendend, Sie werden in mir keinen Feind von Verfassungen finden, die den Völkern gewisse Rechte und eine weise Freiheit geben. Jedes Ding dauert seine Zeit . . . Man muß das Haus ausbauen, bevor es einstürzt, will man nicht unter seinen Trümmern begraben werden . . ."

Er legte die Hand an die Stirn und versank in Gedanken; darauf, als er bemerkte, daß Milosch ihn ansah, um den Sinn dieser Worte zu suchen, sagte er lächelnd zu ihm:

— Gott allein ist groß . . . das Leben des Menschen ist zu kurz . . ."

Wäre das Leben Machmud's wirklich zu kurz
gewesen, um das ungeheure Werk, welches er viel-
leicht vorbereitet hatte, an den Tag zu fördern,
und den Ruhm dafür zu erndten? Wenn dem so
wäre . . . dann Ehre seinem Gedächtnisse!

Achtzehntes Kapitel.

Die Serbische Constitution.

Nach dieser Erklärung war die Frage also offiziell gemacht und die Conferenzen begannen; das Oberhaupt Serbiens discutirte die vom Divan gestellten Forderungen. Die Russische Gesandtschaft, welche nur eine sekundäre Rolle dabei spielen zu müssen schien, war nichts destoweniger die Seele der Unterhandlungen und blieb zwischen den beiden Parteien nicht unthätig . . . Sie trieb die eine, viel zu erreichen; der anderen gegenüber betheuerte sie ihre Mäßigung und guten Willen, und stellte sich nöthigenfalls als Vermittler zwischen Leuten hin, welche ohne sie sich weit besser verständigt hätten.

Da es sich im Grunde nur darum handelte, so wenig als möglich nachzugeben, verpflichtete sich der Fürst nach langen Debatten, bei denen er Schritt

vor Schritt kämpfte, von seinen Mitbürgern die Einwilligung in die Modifikationen zu erhalten, über welche er mit der Türkei übereingekommen sei.

Machmud sagte laut von Milosch:

— Ich kenne keinen Menschen in der Welt, der mir mehr Bewunderung und Vertrauen einflößt, während er zugleich den ausserordentlichsten, gewandtesten Geist besitzt, der mir jemals vorgekommen ist!

Und zum Beweise der Gefühle, zu welchen ihn der Fürst Milosch bewogen, wollte der Sultan ihn durch eine Auszeichnung ehren, welche in der Türkei ihres Gleichen noch nicht gehabt hatte; er machte ihm ein Geschenk mit einem Ehrensäbel, anderen werthvollen Waffen und wie ich glaube, zwei schönen Kanonen.

Die Natur dieser Geschenke erregte bei den Moslems die größte Sensation. Nach den nationalen Gewohnheiten und Gebräuchen macht niemals ein Gläubiger einem Christen mit einer Waffe ein Geschenk. Man kann danach den unschätzbaren Werth ermessen, welchen das vom Sultan dem empörten Sklaven gemachte Geschenk hatte.

Dieser Akt unerhörter Machtvollkommenheit war für das ganze Osmanische Reich ein Ereigniß. Die junge Türkei rief der edlen Kühnheit Machmud's Beifall zu und bejubelte diesen neuen Beweis des Geistes des Fortschrittes gegen die Herrschaft dummer

Vorurtheile, welche wie ein moralischer Aussatz den gesellschaftlichen Körper des Orients schwächen; die Männer des Stillstandes aber waren tief empört darüber und sahen in dieser That den Verfall, den vollkommenen Ruin des Islamisms.

Nach Serbien zurückgekehrt, beschäftigte sich Milosch thätig damit, die in Constantinopel festgestellten Veränderungen zu Stande zu bringen, befürchtend, daß neue Forderungen noch zu den Concessionen etwas hinzufügen würden, welche er machen zu müssen geglaubt hatte: Serbien war nicht stark genug, um den beiden Mächten trotzen zu können, die es dominirten, und es durfte seine kaum festgesetzte Unabhängigkeit durch einen unüberlegten Widerstand nicht gefährden.

Ein Jahr darauf war diese Arbeit beendet, und dabei findet man abermals den Geist der Vorsicht und Berücksichtigung der Zukunft, welcher alle Handlungen von Milosch' Verwaltung charakterisirt: die definitive Organisation Serbiens blieb bei vollem Frieden eine bewaffnete . . . die in Constantinopel abgeschlossenen Veränderungen sagten in diesem Betrachte Nichts . . . Man denkt nicht an Alles! Aber Milosch war nicht der Mann dazu, die Unvorsichtigkeit der Russischen Gesandtschaft im Interesse seines Landes unbenützt zu lassen.

Die neue Serbische Constitution wurde auf diesen Grundlagen am 23 Februar 1837 in Belgrad

proclamirt in Gegenwart des als Commissarius von der Hohen Pforte abgesandten Pascha's, des Fürsten Milosch, aller versammelten Behörden und des Serbischen Volkes, daß unveränderlich zu allen Nationalfeierlichkeiten eingeladen wurde.

In Bezug auf alles Vorhergehende ebensowohl, als wegen der Intelligenz und Moralität des Folgenden wird es uns nicht unnütz sein, dies Document kennen zu lernen.

Folgendes sind die Hauptzüge desselben:

„1) Die Bildung eines aus vier Departements zusammengesetzten Ministeriums: Inneres, Finanzen, Justiz und auswärtige Angelegenheiten. Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten hat auch die Funktionen einer Prestawnik des Fürsten; er ist zu gleicher Zeit Kabinetminister. Der Minister des Innern hat die Ressorts des Krieges und der Polizei; der Finanzminister ist mit dem Handelswesen beauftragt und endlich der Justizminister hat in seinem Bereiche die Angelegenheiten des Cultus;

2) Die Bildung eines Senats, bestehend aus sechzehn Senatoren und einem Präsidenten. Der Senat ist die höchste Staatsgewalt; die Beschlüsse, welche er mit Stimmenmehrheit annimmt, müssen vom Fürsten sanctionirt werden.

3) Die erste Wahl der Minister, des Präsidenten, des Senats und der Senatoren gebührt

dem Fürsten; aber er kann nur unter den fähigsten und geachtetsten Beamten wählen, und seine Wahl muß der Billigung des Volkes unterworfen werden.

4) Organisation eines Appellationstribunals; dasselbe besteht aus einem Präsidenten und vier Räten.

5) Der Rang der Minister und des Präsidenten des Senats ist der eines Divisionsgeneral's; der Rang der Senatoren und des Präsidenten des Appellationshofes gleich dem eines Generalmajors, der Räte gleich dem eines Obersten.

6) Das Land wird in sechs Kreise getheilt, die größeren derselben stehen unter der Autorität eines Obersten, die kleineren unter der eines Obristlieutenants.

7) Die öffentlichen Beamten werden in elf Klassen getheilt: in der ersten sind die Divisionsgeneräle; sie bekommen 3000 Gulden Gehalt; in der zweiten die Generalmajors mit 2500 Gulden; in der dritten die Obersten mit 2000 Gulden und so nach Verhältniß fort.

8) Der jährliche Gehalt des Fürsten mit 200,000 Gulden.

9) Der Erzbischof bekommt 6000 Gulden und die Bischöfe 4000 Gulden.

Die Beamten können nicht ohne vorgängiges Urtheil abgesetzt werden; die Beförderungen der

Staatsbeamten aller Klassen können nur nach dem Range und der hierarchischen Stufenleiter vor sich gehen. Jeder Ort wählt seine Municipalrätthe, die Knäsen stellen die Ziffer der Auflagen fest und erheben dieselben; diese Behörden verwalten selbst die Gemeindefassen; jede Gegend zahlt nach ihrer Wohlhabenheit; die Gemeinden haben das Recht, ihre Grundstücke zu verpachten; das Eigenthumsrecht der Bürger ist ein ganz vollständiges, und sie können darüber verfügen; die Frohnen sind abgeschafft.

Die regelmäßigen Truppen bestehen: das Regiment aus einem Bataillon von sechs Compagnien, einer halben Escadron Cavallerie und sechzig Mann Artillerie..“

Für den Unterhalt des Fürsten und seiner Familie war erst die Summe von 300,000 Gulden votirt, in Betracht der gewöhnlichen Kosten der Repräsentation, und noch mehr wegen der Gastfreiheit, welche er großmüthig gegen die Behörden der entfernten Distrikte ausübte und gegen Jedermann, der nach der Residenz kam, um mit ihm zu sprechen. Milosch fand diese Zahl zu hoch: „Es ist, sagte er, an zweihundert Tausend Gulden genug, und das wäre noch zu viel, wenn ich nicht bei Gelegenheit mit den Bedürftigen theilen müßte.“

Das sind die Grundlagen des organischen Statuts von 1837.

Es ist sehr merkwürdig, diese Constitution, wie sie auf Russische Requisition verbessert worden ist, mit dem in der Nationalversammlung von 1835 kühn vorgelegten Entwurfe zu vergleichen, und besonders wenn man diese in die Augen springenden Thatsachen mit den im Jahre 1839 gegen den Souverain vorgebrachten Beschwerden zusammenstellt! . . .

Wir werden schließlich die Wahrheit aus dem carcere duro befreien, in welchem sie durch Rücksichten festgehalten worden ist. Mein Gott, mit ein wenig Geduld und Fleiß ist man minder unfähig, als man glaubt, die Auflösung einer Menge politischer Mystifikationen zu finden, aus denen heutzutage fast die ganze Regierungskunst besteht . . .

Neunzehntes Kapitel.

Russische Intriguen.

Rußland war nicht zur Revision der Verfassung mitberufen worden, wie sie in Belgrad eben proclamirt worden war! . . . es erfuhr deren Inhalt erst mit denen zugleich, welche das Opfer derselben waren, und sein Zorn war groß, trotz der Verstümmelungen, welchen man sie ausgesetzt hatte, sie doch noch so verwegen und demokratisch zu finden. Aber Rußland hat das Princip: einmal geschene Dinge gelten zu lassen, wohlverstanden, indem es sich reservirt, nach Gelegenheit deren Eventualitäten auszubeuten; diesen Punkt wird man es niemals vernachlässigen sehen. Hier hatte es ihm nicht gelingen können, Alles zu verhindern, was es wollte, es entschloß sich daher, auf andere Weise zu sehen, wie es die Verhältnisse benutzen könne . . .

Und vor Allem müssen wir uns hier des Zornes

seines Ministers erinnern, als Milosch im Jahre 1833 den Auerkennungsfirman des Sultans dem Volke zur Ratifikation vorlegte. Zu jener Zeit hatte nämlich Rußland gehofft, aus ihm, wie aus den Hospodaren der Moldau und Wallachei, ein gelehriges Werkzeug seiner Plane zu machen. Damals also wurde er des schwärzesten Undanks gegen Rußland beschuldigt, welches glaubte, oder ihn wenigstens glauben machen wollte, daß es Rechte auf seine ewige Dankbarkeit erlangt habe. Und zwar folgendermaßen:

Als die Serbier mit der Türkei in Unterhandlung traten, um die Auerkennung ihrer Unabhängigkeit zu erlangen, fanden sie bei der russischen Gesandtschaft in Constantinopel eine mächtige Stütze. Nicht etwa, daß Rußland sich viel um das Schicksal eines christlichen Volkes bekümmert hätte, welches unter dem grausamsten Drucke lag; die Diplomatie, und besonders die russische, ist nicht mit einer so gewöhnlichen Gefühlrichtung behaftet; aber die christlichen Bevölkerungen der Türkei unterstützen, sie unter der Hand zur Empörung reizen und ihnen beistehen, sie später offen bei den Unterhandlungen protegiren, für sie bei den Vergleichen mit der Pforte stipuliren, das ist von jeher die von Rußland befolgte Politik gewesen, und der Zweck derselben ist leicht zu begreifen: es liegt ihr daran, daß diese unglücklichen Völker ihre Intervention

nachsuchen und sie ihnen einen großmüthigen Schutz bieten kann; dadurch werden sie daran gewöhnt, Rußland als ihre natürliche Stütze zu betrachten und es später in ihren Zwistigkeiten mit der Pforte zum Schiedsrichter zu ernennen, während es zu gleicher Zeit der letzteren ihren Willen aufzwingt, so daß sie nichts Anderes autorisirt, als was der russischen Politik zusagt!

Rußland ist die Personification jenes so oft vorausgesagten Verhängnisses, welches binnen einer gewissen Zeit den Islamismus jenseits des Bosphorus zurückdrängen soll, und Rußland bereitet die Wege so vortrefflich vor, daß es an dem Tage, wo das osmanische Reich verschwinden wird, den Ausspruch der Bourbonen im Jahre 1814 parodiren kann: Es ist weiter nichts, als ein Mann mehr in Constantinopel!

Zu diesem Ende muß es sich bei allen Bevölkerungen beliebt machen, aus welchen die europäische Türkei besteht, sie daran gewöhnen, die russischen Minister sich in ihre Angelegenheiten mischen zu sehen, in ihnen, sei es in Constantinopel oder in andern Residenzen, Vermittler zu finden, deren Ansehen ein großes Gewicht in die Waagschaale ihres Geschickes zu legen hat. So ist Rußland mit der Moldau und Wallachei verfahren, so wollte es in Bezug auf Serbien zu Werke gehen, gleichfalls zur Belohnung seiner guten Dienste.

Aber es fand in Milosch einen Mann, der sehr wenig dazu aufgelegt war, im Sinne des kaiserlichen Kabinetts zu regieren und sich gefallen zu lassen, daß das exequatur des russischen Residenten unter die Handlungen gesetzt werden müsse, welche er vorbereitete, um seine Nation auf gleiche Höhe mit den anderen europäischen Völkern zu erheben. Als Mann von Kopf und Rechtschaffenheit und vor allen Dingen als Mann aus dem Volke hatte er die Interessen des Volkes im Auge; als Verbündeter des Sultans ferner brachte er die Treue gegen das beschworene Wort mit in Anschlag; zwischen diesen beiden Pflichten fand er keinen Platz für den russischen Einfluß, den er Serbien eben so schädlich erachtete, als er ihn dem osmanischen Reiche für verderblich hielt. Milosch kannte Rußland durch und durch, und hatte mit der ängstlichsten Genauigkeit die Summe von Dankbarkeit zusammen addirt, für welche er sein Schuldner war . . . Es ist aber Niemand undankbar, weil er kein Dummkopf sein will.

Sobald Rußland einsah, daß es ihm nicht gelingen würde, diesem Charakter von Eisen die gewünschte Form geben zu können, der weder der Verführung, noch der List eine verwundbare Seite darbot, so schlug es systematisch den Weg ein, seinen Einfluß in Serbien durch andere Mittel zu sichern.

Die Serbische Aristokratie, welche schon einen Keim zur Opposition gegen die Regierung bildete,

diente ihm als Stützpunkt. Die Eitelkeit und die ehrgeizigen Ansprüche derselben ausbeutend, schuf es sich eine Partei, welche seine Interessen lebhaft unterstützte, und bald zählte Rußland im Schooße des Senates mehrere Männer, die ganz und gar seiner Politik ergeben waren. Die Söhne Kara-Georgs wohnten in Petersburg, wo sie erzogen worden waren, das kaiserliche Kabinett speculirte auf die Popularität ihres Namens und schickte sie nach Serbien... In Milosch's Häuslichkeit befand sich ein russischer Agent in der Person des Lehrers Boritsch. In der obersten Verwaltung der Armee, überall befanden sich Vorläufer, welche beauftragt waren, die Vortheile der russischen Intervention bei den Angelegenheiten des Landes geltend zu machen.

Das Volk wurde auch mit Missionären versehen, aber dieses war schwerer zur russischen Unterthänigkeit zu bekehren! Indessen da das Volk die Waffen niedergelegt hatte, um das Grabscheit wieder zu ergreifen, so dachte man, so lange es nicht statt des Grabscheites wieder das Gewehr ergreife, könne man immer vorwärts gehn.

Wir wissen, was sich im Kabinette Machmud's zutrug . . . wir kennen die von Rußland der Pforte insinuirten Befehle in Bezug auf die demagogischen Prinzipien, welche die berühmte Thronrede enthielt! Seitdem hat Rußland seine Irrthümer abgeschworen:

es ist ultraliberal geworden, wie wir gleich sehen werden.

Jetzt findet es mit einem Male, daß der Fürst Milosch die Freiheiten des Staats auf ungesetzliche Weise beschränke; es beschuldigt ihn insgeheim, daß er jeden Tag in die Gewalt übergreife, welche durch die Verfassung den verschiedenen Körperschaften des Staates beigelegt ist, daß er nach und nach sich der absoluten Oberherrschaft bemächtigen wolle...

Dies Verfahren, die heimlich aufwiegelnden Reden, welche Milosch hinterbracht wurden, erregten seinen Unwillen. Sich darüber zu beklagen, wäre unnütz gewesen: wo man im Dunkeln Streiche ver-
setzt, ist kein Beweis zu führen! Aber durch seine kalte und gemessene Haltung gegen Diejenigen, welche es verdient hatten, gab er zu erkennen, daß er ein wachsames Auge auf die unwürdigen, gegen ihn gerichteten Ränke habe.

Das war genau der Zustand der Dinge, als das russische Kabinett bemerkte, wie sein Minister, Herr Ruckmann, ein übrigens sehr gewandter Mann, täglich mehr Terrain bei dem Fürsten Milosch verlor und wie im Allgemeinen die Sache Rußlands in Serbien nur langsam vorrückte. Man entschloß sich daher, einen entscheidenden Streich zu führen und zu dem Ende wurde einer der feinsten russischen Diplomaten an den serbischen Bauer abgesandt, um ihn zur Vernunft zu bringen.

Ich weiß, daß Rußland geläugnet hat, nicht die Sendung seines außerordentlichen Ambassadeurs, das war wohl unmöglich, sondern die Beweggründe, welche allgemein dieser Sendung zugeschrieben wurden. Indessen ist mir Folgendes durch Jemanden mitgetheilt worden, von dem ich Grund habe, zu glauben, daß er sehr gut unterrichtet ist.

Zwanzigstes Kapitel.

Ein Bauer und ein Diplomat.

Der Fürst Dolgoruki kam unverhofft nach Kragujevac. Nichts war leichter, als zu Milosch zu gelangen; eine Stunde nach seiner Ankunft schon bot der russische Botschafter dem Oberhaupte der Serbischen Regierung die Versicherung der Gefühle außerordentlicher Werthschätzung und ganz besonderer Neigung, welche Sr. Majestät, der Kaiser aller Reussen gegen ihn hege.

Auf diese Complimente antwortete Milosch, daß er sich sehr geehrt fühle durch das außerordentliche Wohlwollen, dessen Gegenstand er von Seiten Sr. Majestät des Kaisers aller Reussen sei.

Nun begann der außerordentliche Gesandte, gleichsam um die Aufrichtigkeit der Gefühle seines Herrn des Kaisers zu constatiren, eine lange Auf-

zählung der unendlichen Verdienste, welche Rußland im Jahre 1833 der Sache der Serbischen Unabhängigkeit geleistet habe; erinnerte an die thätigen Schritte, welche es zu jener Zeit gethan, um es dahin zu bringen, daß der tapfere Anführer Serbiens in dem hohen Posten, den er einnahm, vom Sultan bestätigt würde: er fügte hinzu, daß aus allen diesen Gründen Rußland mit Recht hoffen könne, daß der Fürst Milosch ihm Ergebenheit und Dankbarkeit zeigen werde

Darauf antwortete Milosch mit höchst überzeugendem Tone: daß nach dem was Sr Excellenz der Fürst Dolgoruki ihm eben mitgetheilt, Serbien in der That große Verpflichtungen gegen Rußland übernommen habe und was die Dankbarkeit anbetreffe, die er, Milosch, persönlich Sr. Majestät dem Kaiser schuldig sei, so würde sein ganzes Leben nicht hinreichend sein, derselben nachzukommen.

— „In diesem Falle, Fürst, beeilte sich der Gesandte anmuthig zu antworten, habe ich das Glück, Ihnen das Mittel angeben zu können, Ihre Dankbarkeit dem Kaiser, Ihrem Freund, Ihrem Beschützer zu beweisen, indem Sie etwas thun, was ihm angenehm sein würde: Sr. Majestät würde es mit Vergnügen sehen, Fürst, wenn Sie in Ihrem eigenen Interesse und weil es außerdem so schicklicher ist, dem englischen Consul gegenüber sich in sehr streng gezogenen Grenzen halten wollten, da

dessen Einflüsterungen Ihnen nur schädlich sein können.“

Und da Milosch ihn mit ganz verwunderter Miene ansah, fügte er gefühlvoll hinzu:

— „Ja gewiß, mein Fürst, sehen Sie nur, welches Unheil die Rathschläge Englands und Frankreichs über das unglückliche Polen gebracht haben!!!“

— „Was heißt Frankreich und England? fragte Milosch demüthig. Sehen Sie, ich bin nur ein armer Bauer und sehr unwissend über das, was in der Welt vorgeht! Ich habe genug mit meinen Angelegenheiten zu thun! Uebrigens geht uns die Politik dieser beiden Länder in keiner Weise etwas an, ich brauche bloß Verbindungen mit der Türkei und dem Sultan, meinem erhabenen Oberlehns Herrn, zu erhalten.“

Der Ambassadeur des Czaaren fühlte sehr wohl, daß Milosch mit Hülfe der erheuchelten Einfalt seiner geschickt berechneten Antwort das Mittel gefunden hatte, Rußland mit Stillschweigen zu übergehen, und ihm so den wahren Platz zu bezeichnen, den es in seinem Geiste einnehme . . . Da es ihm indessen noch nicht passend schien, sich zu erzürnen, so versetzte er mit dem Tone der Billigung:

— „Sie handeln ganz weise, Fürst. Aber Er. Majestät der Kaiser ist der aufrichtige Freund, der einzige Freund des Sultans, und mit Genehmi-

gung und nach dem Wunsche, den Sr. Hoheit ausgesprochen, komme ich eben, Sie um Ihr volles Vertrauen gegen Rußland zu bitten, seinen treuen Verbündeten, und Sie aufzufordern, daß Sie Sich von seinen Rathschlägen leiten lassen.

— Das ist etwas Anderes! rief Milosch. Wenn dem so ist, so soll der Sultan genau von allen meinen Beziehungen zu Ihnen unterrichtet werden, und ich will ihm schreiben und ihm Bericht darüber erstatten. Euer Excellenz werden ohne Zweifel finden, daß dieß schicklich ist?"

Die spöttische Antwort des Fürsten brachte einen Augenblick den edlen Ambassadeur außer Fassung. Er hatte geglaubt, mit dem Serbischen Bauer leichtes Spiel zu haben; jetzt war er entrüstet darüber, ihn so geschickt und besonders so kühn zu finden . . . Rußland wußte wohl, daß Serbien ein Interesse hatte, mit der Pforte einig zu bleiben, aber wie konnte man an die Aufrichtigkeit einer so vollkommenen Unterwürfigkeit von Seiten des Führers so vieler gegen seine Herrschaft gerichteter Aufstände nur glauben? Und deutete nicht diese verborgene, kaum wahrnehmbare Ironie, welche sich in einer Geberde, in einer Biegung der Stimme offenbart, nicht gleich vom Anbeginn des Gespräches auf die formelle Absicht des Serbischen Fürsten hin, den Schutz Rußlands abzulehnen, ohne daß man

sich einmal viel Mühe gebe, sich von dem Gesandten desselben durchschauern zu lassen?

In seiner Eitelkeit als Diplomat und in seinem Stolze gekränkt, nahm nun der Fürst Dolgoruki einen andern Ton gegen den Fürsten Milosch an.

— „Denken Sie daran, sagte er voller Stolz, daß Sie nicht allein von der Pforte abhängen, und daß Rußland, welches die Macht hat, souveraine Fürsten zu machen, dieselben auch wieder auf die Stelle versetzen kann, welche sie früher einnahmen... Meinem Herrn verdanken Sie Alles . . . wenn Sie das vergessen, so hängt es nur von seinem Willen ab, Sie nach Sibirien zu schicken, damit Sie daselbst wie ein wildes Thier umkommen!“

Bei diesem nicht zu qualifizirenden Ausfall richtete sich der ehemalige Hirt, der Held Serbiens, vor dem vornehmen russischen Herrn in seiner ganzen Höhe auf.

— „Mein Herr, antwortete er mit schwer zu beschreibendem Ausdruck, ich sitze auf dem Throne Serbiens durch den Willen von drei Millionen Menschen . . . welche Niemand fürchten als Gott . . . das möge Niemand vergessen . . . mir gilt es gleichviel, merken Sie Sich das, wer sich die Macht zuschreibt, mich darauf gesetzt zu haben, ich nehme den Thron einmal ein und dulde es nicht, daß man herkommt, um mich zu insultiren. Wenn Sie Anspruch machen, hier an meiner Stelle zu herrschen,

so bringen Sie einen Firman von der Pforte, der mich von dem Posten, den ich einnehme, absetzt, und dann wollen wir sehen! . . ."

— „Aber, mein Fürst, rief der unvorsichtige Gesandte lebhaft aus, davon ist ja gar nicht die Rede. Sie beunruhigen sich mit Unrecht.

— „Nein, mein Herr, ich beunruhige mich durchaus nicht, unterbrach ihn Milosch verächtlich.

— „Ich habe die Ehre, Ihnen zu wiederholen, mein theurer Fürst, daß ich nur hieher gesandt bin, um Sie über Ihre wahrhaften Interessen aufzuklären, wie Ihr Ansehen zu befestigen, und ganz allein zu diesem Ende, glauben Sie mir, haben Sr. Majestät geruht, Ihnen persönliche Winke zukommen zu lassen, welche Ihnen nützlich sein können. Es ist dem Kaiser zu Ohren gekommen, Fürst, daß einige von den hohen Beamten Ihrer Regierung sich über Versuche Ihrerseits beklagen, welche dahin streben, die ihnen durch das Staatsgrundgesetz zuerkannten Gewalten nach und nach nichtig zu machen . . . Sr. Majestät denkt, daß sie vielleicht besser thun würden, wenn Sie sich auf strengere Weise in den Grenzen der Verfassung hielten, um immer beklagenswerthe Reibungen zu vermeiden.“

— „Mein Herr, antwortete Milosch kalt, ich greife in die Rechte keiner der Staatsgewalten ein: es hat nur von mir abgehungen, ohne Controle die Oberherrschaft auszuüben. Unsere Verfassung existirt

nur durch meinen freien Willen und ich werde sie aufrecht erhalten. Aber, fügte er nachdrücklich hinzu, ich werde es deshalb auch durchaus nicht dulden, daß einige Mitglieder der Regierung, von meinen Feinden angeregt, oder von selbst irregeleitet, sich nach und nach des souverainen Ansehens bemächtigen, welches durch das Volk in meine Hände gelegt worden ist."

— „Der Kaiser, mein Fürst, beeilte sich der Gesandte zu sagen, hat gleichfalls in Erfahrung gebracht, daß das Serbische Volk in Bezug auf persönliche Freiheit noch liberalere Gesetze verlangt. . . und Sr. Majestät hat mich speciell beauftragt, Fürst, Sie seinerseits aufzufordern, Sie möchten diesem gerechten Verlangen nachgeben, dem Sie ohne Gefahr Sich nicht widersetzen können."

.
 Nun fand einer von jenen stummen Ausritten statt, welche die Feder nicht im Stande ist, wiederzugeben.

Milosch steht schweigend auf, kreuzt die Arme über die Brust, heftet einen langen und durchdringenden Blick auf den russischen Botschafter und trifft ihn mit jenem namenlosen Etwas ins Antlitz, welches das Herz mit Schaam erfüllt, das Blut in die Wangen steigen und den Boden unter den Füßen eines Menschen unsicher werden läßt. . . .

Nachdem er ihn darauf eine Zeit lang so am Pranger hatte stehen lassen, sagte er mit Ruhe:

— „Das Volk verlangt nichts von mir, mein Herr, weil es weiß, daß ich ihm treu geblieben bin, weiß, daß es keinen sicherern Vertheidiger seiner Freiheiten hat, als mich, den Mann aus dem Volke. Seit einem Jahre beschäftige ich mich mit den Staatsrathen mit der auf die Verordnungen, von welchen Sie sprechen, Bezug habenden Arbeit, und seit länger als einem Monate habe ich diese Verordnungen gegeben. Sie werden gedruckte Copien davon bei den Consuln von England und Oestreich finden, dieselben müssen gleichfalls schon im Bureau Ihres Ministers der auswärtigen Angelegenheiten sein . . .“

Und mit einer würdevollen Gebärde deutet das edle Oberhaupt Serbiens dem außerordentlichen Botschafter Rußlands an, daß die Audienz beendet ist.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Der Senat und die Abdankung.

Die Unterredung wurde in Constantinopel bekannt . . . Dies Verbrechen ist Milosch niemals verziehen worden.

Hatte der Fürst Dolgoruki den Buchstaben seiner Instruction vielleicht um einige Sylben überschritten? das ist möglich! Jedenfalls hat der Fürst Dolgoruki die hohe Gunst seines Herrn nicht verloren.

Man muß allerdings sagen, wenn er bei dem Fürsten abfiel und es ihm nicht gelang, denselben zu täuschen oder einzuschüchtern, so setzte er anderswo mehr durch: Der russische Botschafter verweilte einige Zeit in Serbien, besuchte zu seinem Vergnügen das Land, liierte sich bei dieser Gelegenheit mit den Personen, aus welchen, so zu sagen, die Serbische Aristokratie besteht, und vertraute in der

Ungezwungenheit gemüthlicher Plauderei aller Welt die Schritte an, welche er von Seiten des Herrn, seines Kaisers, zu thun beauftragt war: Den Fürsten von Serbien nämlich aufzufordern, daß er der Nation freiere Institutionen bewillige und im Allgemeinen den verschiedenen Staatsgewalten die freie Ausübung der Rechte belasse, welche ihnen die Constitution beilege . . .

Diese hinterlistigen Eröffnungen mußten günstig aufgenommen werden von Leuten, welche ungeduldig nur die Herrschaft des Fürsten ertrugen, weil derselbe sich beständig väterlich gesinnt gegen das Volk zeigte, dagegen aber mit einer Festigkeit, die bisweilen in vielleicht übertriebene Strenge ausartete, die Bestrebungen zurückwies, welche diese Partei machte, um sein Ansehn zu vernichten. Auf diese Weise wurde es dem Agenten des kaiserlichen Kabinetts leicht möglich, die Oligarchische Opposition zu organisiren, welche den Sturz eines Mannes herbeiführen sollte, der die Thorheit begangen, sich und sein Land nicht unter Rußlands Befehle stellen zu wollen.

Wenn man sich fragt, welches so große Interesse diese Macht haben konnte, um jeden Preis sich eine faktische Suzerainetät in Serbien zu erwerben, oder anders gesagt, denn es ist dasselbe, sich an die Stelle der Türkei zu setzen, so genügt es, einen schnellen Blick auf die inneren Angelegenheiten die-

ses Theils des Orients zu werfen, und man wird die Wichtigkeit ermessen, welche für Rußland diese neue erstrebte und jetzt errungene Eroberung haben mußte.

Serbien, dieser kleine Staat von drei bis vier Millionen Seelen, von dem man in Europa bis 1839 kaum hatte sprechen hören, kann in jedem Augenblick 80,000 Mann von jenen Soldaten stellen, deren Tüchtigkeit wir kennen gelernt haben. . . Die fünfzehn Friedensjahre, welche für die heldenmäßige Nation verflossen sind, haben die Generation von Kämpfern wieder erneuert, welche ein halbes Jahrhundert unaufhörlicher Kriege vermindert hatte, ohne sie zu erschöpfen.

Andererseits aber auch hat nach der Capitulation von 1833 die Türkei die Festung Belgrad mit einer Garnison von 10,000 Mann und fünf andere feste Plätze an der Donau behalten. Aber diese Garnisonen sind in den entblößten Plätzen so zu sagen Gefangene, sie können keine andere Communication mit Constantinopel haben, als durch Serbien hindurch, welches sie mit einer breiten und undurchdringlichen Schranke umgibt. Daraus folgt, daß im Fall eines Krieges der Türkei, sei es mit Oestreich oder mit Rußland, diese Garnisonen nur durch den Beistand Serbiens nutzbar gemacht werden können, und an dem Tage, wo es Serbien einfallen würde, den Feind der Pforte zu begünstigen,

wären die Truppen, Waffen und Kriegsvorräthe, welche diese Festungen einschließen, für die Türkei verloren.

Serbien kann die Pforte ruiniren, die Pforte aber nichts gegen Serbien thun: Serbien kann also ein werthvoller Bundesgenosse für die Macht werden, welche es unterstützt, oder sehr bedrohlich, indem es mit Erfolg verhindert, was es ernstlich verhindern will.

Endlich besaß der Fürst Milosch einen ungeheuren Einfluß in Rumelien, und Bulgarien; schon hatte sich Serbien um fünfzig Quadratmeilen und 200,000 Einwohner vermehrt, welche sich unter seinen Schutz stellten. Mit der Zeit muß dieses Anwachsen mehr um sich greifen und Rußland läßt es nicht zu, daß diese unbestimmten Bevölkerungen der europäischen Türkei einem andern Einflusse ausgesetzt sind, als dem seinigen.

In Erwägung aller dieser Dinge springen die Vortheile in die Augen, welche es haben mußte, wenn es der Türkei einen so nützlichen Verbündeten raubte und nach Belieben einen sehr gefährlichen Feind für dieselbe daraus machen konnte. Man thut das Böse nicht bloß des Vergnügens halber: Rußland hatte ein höchst wichtiges Interesse, sich Serbiens zu bemeistern; es fand ein Hinderniß auf seinem Wege und hat dasselbe umgestürzt: in der Politik nennt man das gut gespielt . . .

Aber wenn man stark genug ist, um seine Handlungen einzugestehen, so muß man auch den Muth dazu haben und nicht zur Waffe der Schwäche seine Zuflucht nehmen, zur Lüge. Man muß nicht unritterlicher Weise an allen Ecken und Plätzen Europa's ausposaunen lassen, daß der Fürst Milosch ein armseliger Thor ist, der die Sache verrathen hat, welcher er sein ganzes von schönen und patriotischen Thaten glänzendes Leben geweiht hat! Man muß ehrlich sagen: Dieser Mann genirte uns, wir haben ihn entfernt; und für diese Freimüthigkeit würde man noch endlich mit etwas gutem Willen Rußland Dank wissen, daß es nicht noch schlimmer verfahren sei.

Und dargethan ist es, daß Milosch Rußland sehr genirte! Er hatte seine Pläne durchschaut und bekämpfte mit allen seinen Kräften die drohende Macht, welche sich gegen die seinige, gegen die wahren Freiheiten Serbiens erhob.

Zu diesem bedauernswerthen Kampfe gekommen, dem alten Streite, der schon von Kara-Georgs Zeit sich herschrieb, mußte das Oberhaupt Serbiens das einzige Mittel anwenden, das ihm übrig blieb, um seinem und des Landes Ruin vorzubeugen; er beschloß, nicht die Constitution umzuwerfen, eben so wenig den Senat zu stürzen, sondern vielmehr die den antinationalen Interessen ergebenden Agitatoren zu verjagen und durch Männer zu ersetzen, denen

das wahre Interesse des Vaterlandes am Herzen lag. Er hat nur einen Fehler begangen, den nämlich, daß er so lange mit Leuten Geduld hatte, welche ihm nicht verzeihen konnten, daß er einen Platz über ihnen einnahm . . .

Milosch, der mit dem Volke, die Waffen in der Hand, dreißig Jahre hindurch triumphirt hatte, unterlag in diesem Kampfe Leib gegen Leib, den er seit 1833 muthig ausgehalten, gegen die Russische Autokratie, welche in den verschiedenen Staatsgewalten durch die Serbische Aristokratie vertreten war.

Die folgenden Mittheilungen sind um so merkwürdiger, als sie bisher ganz und gar gefehlt haben: So wenig als möglich über die inneren Angelegenheiten Serbiens sprechen, ist die von dem Russischen Autokraten den besoldeten Blättern gegebene Loosung, und in Folge dessen sind wir in der vollkommensten Ungewisheit über die Einzelheiten gelassen worden, welche dem wichtigen Ereignisse der Thronentsagung des Fürsten Milosch vorhergingen und folgten.

Diese Offenbarungen, vor denen man uns wohl behütet hat, folgen hier, ganz genau, das höchste Interesse erregend, wie sie mir von einem Augenzeugen des letzten Aktes dieses anziehenden Drama's gegeben worden sind, dessen Helden und großartige Auftritte wir haben an unsern Augen vorübergehen lassen.

Die theilweise Erneuerung des Senates

wurde also im Staatsrath beschlossen. Aber Rußland, das seine Batterien gerichtet hielt, verhinderte diese Maßregel von hohem staatlichen Nutzen: die Bestechung hatte schon die Majorität der Mitglieder des Senates gewonnen, und die Senatoren, welche man ausmerzen wollte, schriegen über Verletzung der Verfassung, und setzten dem Befehle der Veränderung des Senates Widerstand entgegen. Der Senat erklärte sich, auf Rußland sich stützend, als die einzige vollziehende Gewalt! . . .

Milosch begriff, daß die seit so viel Jahren von der Russischen Politik angesponnene Verschwörung jetzt an's Ziel gekommen sei. Wenn ihm de facto die Regierung genommen wurde, so war seine Autorität eine bloß nominelle . . . mit einem Worte, er mußte dem Joche seines . . . Russischen Parlamentes sich unterwerfen.

Gewiß konnte Milosch mit seinem festen Charakter, seinen energischen Entschlüssen für immer die Verräther bestrafen, welche ihn zu einer Null machen wollten, um die Plane einer den Freiheiten des Landes feindlichen Politik triumphiren zu machen: Nichts wäre ihm leichter gewesen.

Beim ersten Gerüchte, daß sich unter dem Publikum verbreitete, von den Uneinigkeiten zwischen Milosch, dem Erwählten der Nation, und den Senatoren, von denen die meisten, trotz Milosch's Vorsicht, aus dem dem Volke verdächtigen Adel gewählt

waren, umgab die Menge sogleich die Eingänge des Konak, der Wohnung des Fürsten, und rief mit wahnsinnigem Enthusiasmus: Es lebe Milosch! unser Vater, der Freund des Volkes! und ferner: Nieder mit dem Senat! Nieder mit den Russen . . . Tod den Verräthern!

Einen Augenblick ließ sich Milosch in dieser äußersten Krisis von dem Antriebe fortreißen, der ihm von seinen Freunden, von dem Volke gegeben wurde; und am Abend noch hörte er den Vorschlag an, welcher ihm von mehreren, mit ihm unter den Fahnen der Unabhängigkeit vereint gewesenen Anführern gegeben wurde, sich an das Volk zu halten und die Waffen wieder zu ergreifen.

Aber in der Stille der Nacht, bei kalter Ueberlegung, verzichtete er auf dieses äußerste Mittel, und trotz dem Dringen seiner Freunde verharrte er in dem edlen Entschlusse, zu welchem er durch Betrachtungen der erhabensten Art geleitet war.

— „Ich weiß wohl, sagte er zu ihnen, daß das Volk mit mir sein wird, daß es herbeieilt, um mir zur Seite zu stehen; aber in diesem neuen Kriege werden wir, darüber dürfen wir uns nicht täuschen, statt eines, zwei Gegner haben. Das Russische Kabinett wird sich das seit zwanzig Jahren ausgeworfene Saatkorn im Augenblicke der Erndte nicht entgehen lassen! Es wird die Pforte zwingen, uns den Krieg zu erklären. Rußland hat die Maske

abgenommen . . . ; und dießmal werden die Pforte und die Türkei vereint über uns herfallen!

— „Die Pforte wird sich wohl erst zweimal besinnen, entgegnete man ihm, ehe sie wieder mit Serbien Krieg anfängt; sie hat von ihm ein heilsames Andenken . . .

— „Die Pforte wird der Peitsche gehorchen, die auch über sie erhoben ist! sagte Milosch lächelnd. Wir werden wohl einige Zeit widerstehen, versetzte er, und dann wird zu Ende der Dinge Alles, was nicht mit den Waffen in der Hand gefallen ist, wieder Sklave werden. Und weil es versucht hat, Herr bei sich im Hause bleiben zu wollen, wird das arme Volk sogar seine kaum erworbene Nationalität wieder verlieren! Ich habe es überlegt, man muß temporisiren bis zu dem Augenblicke, der nicht lange ausbleiben kann, wo die Waffe der Sieger, der herbe Druck uns ganz von selbst zu Hülfe kommen wird; bis dahin wollen wir es abwarten . . .“

Andererseits erregte die drohende Haltung des Volkes, welches sich offen dahin aussprach, nur Milosch gehorchen zu wollen, lebhaftes Besorgnisse im Senate . . . Die Freunde, welche Milosch in demselben behalten hatte, benützten das, um den einflußreichsten Mitgliedern Disposition zu Vergleichen zu machen. In einer Versammlung, welche geheim war, wurde entschieden, daß sechs Senatoren von der gemäßigten Partei sich zu ihm begäben, um

Concessionen von ihm zu erlangen . . . und ihn zu einem Vertrage zu bringen . . .

Sie fanden sich bei ihm ein und brachten ihre Sache vor.

— „Nachgeben, antwortete Milosch, allen Forderungen der Russischen Partei nachgeben, welche als Majorität in dem Serbischen Senate sitzt?“

— „Aber wenn Sie die vollziehende Gewalt in die Hände des Senates geben, bleibt Ihnen da nicht noch die königliche Prærogative, welche in's Gegengewicht gegen ihre Uebergriffe dienen kann, um ihn wieder zur Pflicht zurückzurufen, wenn er sich davon entfernt?“

Milosch zuckte die Achsel und sagte lachend:

— „Wißt Ihr, was mir bleiben wird? Euch will ich es sagen, die Ihr brave, getäuschte Leute seid: es wird mir ein Degen von Holz in der Hand bleiben, um den Kindern Furcht damit zu machen. Die Rolle eines Strohmannes auf dem Throne steht mir nicht an, sagte er voller Würde; ich habe ihn nicht erworben, daß er eine Treppe für Hänkeschmieder sein soll, um dem Schutze von Verräthern, welche ihre Seele und ihr Gewissen dem Fremden verkauft haben, die Freiheiten ihrer Brüder anzuvertrauen; sagt das in meinem Namen dem Senate.“

— „Aber was werden Sie thun?“ fragte man ihn.

— „Es gibt für Einige einen Mann zu viel in Serbien . . . sagte er lächelnd. Ich werde mich mit meiner Familie zurückziehen; das ist das Mittel, Alles zu versöhnen . . .“ fügte er mit dem Tone spöttischer Gutmüthigkeit hinzu, welchen er mit so viel Nutzen anwendet, um die Beobachtung seiner Gegner zu verwirren.

Diese dem Senate gebrachten Antworten versetzten denselben in große Aufregung . . . Man hatte gehofft, den Löwen zu bändigen, er entschlüpfte dem Zaum . . . Würde indessen das Volk, diese in der Politik bisweilen so lästige Partei, so ruhig den vom Throne herabsteigen sehen, der darauf gesessen hatte, seine Bewunderung und sein ganzes Vertrauen befaß? Niemand dachte es.

Nun expedirte der Senat in aller Eile einen Courier nach St. Petersburg, um dort den Widerstand des Fürsten Milosch zur Kenntniß zu bringen, so wie seinen Entschluß und die Befürchtungen, welche ihm die Stimmung des Volkes einflößte, das allerdings wohl in Serbien ein wenig zu sagen hatte . . . wie sich bei einer Gelegenheit Milosch gegen den Minister Ruckmann ausgedrückt hatte . . .

Dort gleichfalls brachte die seltsame Nachricht eine große Bewegung hervor: die brutale Ausschließung der Familie Obrenowitsch von dem Throne Serbiens mußte eine neue Verwicklung sein, welche

zu denen der unentwirrbaren, nicht zu Ende zu bringenden Orientalischen Frage hinzukam . . . Und wie sehr man auch den Willen hatte, die lange ersehnte Entwicklung herbeizuführen: das freie Serbien unter das Joch zu beugen, wie die Moldau und Wallachei, so mußte man doch die Freuden des Triumphes noch ertragen und die Zeit abwarten.

Demgemäß sandte das Kaiserliche Kabinett den Befehl, der Serbische Senat solle augenblicklich den ältesten Sohn des Fürsten Milosch zum Erbfürsten von Serbien proklamiren, wenn dieser bei seinem Entschlusse beharre.

Das geschah in der That und schickte sich auch im Grunde am besten für Milosch unter den schwierigen Umständen, in welche ihn die Ereignisse versetzten.

Milosch, der noch regierende Fürst von Serbien, begab sich nach dem Senate. Die Akte seiner Abdikation wurde aufgesetzt: Sein Sohn Milan, neunzehn Jahr alt, der ihm folgte, unterzeichnete sie für ihn; denn Milosch, der große Heerführer, der tiefe Politiker, der geschickte Gesetzgeber, dieser Mann, der alle Fähigkeiten, alle Eigenschaften eines großen Souverains vereinigte, dieser Mann kann nicht seinen Namen schreiben . . .

Das so wichtige Ereigniß, welches das ganze

hätte in Verwirrung bringen können, ging, Dank den Bemühungen Desjenigen, der sich den Interessen des Augenblicks opferte, wenn auch nicht friedlich, doch ohne heftige Reaktionen vor sich. Durch das Organ seiner Freunde gab Milosch dem Volke zu erkennen, daß von der Handlung, zu welcher er sich aus freiem Antriebe entschlossen, die zukünftigen Gesichte des Vaterlandes abhingen, daß er ferner, da er seinen Brüdern seinen Sohn auf dem Throne zurücklasse und ihm zur Seite Liubiza, seine Frau, die ihnen mit eben so vielem Rechte theuer sei, als er selbst, obwohl abwesend, doch in ihrer Mitte bleiben werde . . .

Bis zur letzten Stunde war seine Haltung voll Adel und Würde: als seine Vorbereitungen beendet waren, reiste er mit seinem Sohne Michael ab, in der Nacht, welche dem offiziell für seine Abreise bekannt gemachten Tage vorherging, um sich den Ovationen zu entziehen, welche ihm die trostlose Menge vorbereitete.

Das Benehmen der Fürstin Liubiza bei dieser Krisis war bewundernswürdig in Bezug auf Festigkeit und Hingebung an den, dem sie doch manches Unrecht, welches ihr Herz verletzte, zu vergeben hatte. Wir werden das gleich berichten. Stets den Ereignissen gewachsen, sagte das edle Weib, als sie von ihrem Gemahle sich trennte:

— „Geh, und sei ohne Furcht, Milosch: rechne auf mich: als Vorposten werde ich für Deine Interessen wachen . . . ich werde Dich beim Volke nicht in Vergessenheit gerathen lassen, und wenn es möglich ist, mit seiner Hülfe Deine Rückkehr vorbereiten.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Liubika. — Ihre Söhne Milan und Michel.

Wir haben gelesen, welchen thätigen Antheil Liubika an der Erringung der Unabhängigkeit genommen, welche wunderbare Anstrengungen sie auf den Schlachtfeldern machte, wo sie ihre Person gleich den Tapfersten aussetzte; wie sie endlich auf dem Throne, den ihr Gemahl bestiegen hatte, mit stolzem Antlitze an seiner Seite Platz nehmen konnte. Und das ist noch nicht Alles: während der ganzen Dauer seiner bewegten Regierung kam sie täglich ihm zu Hülfe, indem sie ihm mit wunderbarer Geschicklichkeit und Klugheit bei den Schwierigkeiten der Regierung zur Seite stand. Die Dienste, welche sie der Sache der Nation geleistet, wie ihr wahrhaft außerordentliches Verdienst, wurden von Niemandem verkannt und ihre Volksbeliebtheit kam der ihres

Mannes gleich, mit dem sie unter so gerechten Ansprüchen die Werthschätzung und das Vertrauen des Serbischen Volkes theilte.

„Und dennoch, sagte der Landsmann Liubika's zu mir, mußte ihr edles Haupt sich mehr als einmal unter den Verletzungen beugen, welche ihren ehelichen Rechten angethan wurden . . .

Mein Gott, was soll man es verhehlen, unser Held ist nicht in Allem absolut ein Ideal von Vollkommenheit! Das Land war im Frieden, Tage der Ruhe folgten endlich auf die Entbehrungen und unaufhörlichen Strapazen der Schlachten, in denen bisher das ganze Leben des Fürsten hingegangen war; und in seinen Stunden der Muße erlaubte er sich kleine Zerstreuungen, welche nach unseren Orientalischen Sitten, in Betracht der Männer, vollkommen erlaubt sind, sagte der Serbier lächelnd: Milosch hatte Maitressen . . .

Liubika, tief verletzt, schlang schweigend die Eifersucht hinunter, welche sie verzehrte. Aber in dieser stolzen, glühenden Seele voll ungestümer Leidenschaften, wirbelte das Gewitter auf, welches bei Anlaß eines öffentlichen Schimpfes ausbrach.

An jenem Tage begaben sich der Fürst und die Fürstin Milosch, begleitet von ihren jungen Söhnen und den ersten Beamten, alle zu Pferde, nach der jährlichen Generalversammlung, wo in Gegenwart des Volkes, das daran Theil zu nehmen, ein-

geladen war, die Angelegenheiten des Landes erörtert wurden.

Unter den Zug hatte sich verwegener Weise eine der Favoritinnen des Fürsten Milosch gemischt. Nach und nach entfernte sie sich von der Suite und ritt an der Seite der Prinzen Milan und Michel, welche links von ihrem Vater waren, und endlich zeigte sie sich in derselben Fronte mit der Familie des Souverains.

— „Zurück!!!“ ruft Liubika der Unvorsichtigen zu, die ihr trotzt, und ihre großen schwarzen Augen sprühen Flammen.

Jene gehorcht ihr nicht . . .

Schnell wie der Blitz setzt sie ihr Pferd in Galopp, macht einen Halbkreis, nimmt ein Pistol aus ihrem Sattel, schießt ihrer Nebenbuhlerin eine Kugel durch den Kopf und kehrt dann wieder an die Seite ihres Gatten zurück, indem sie ruhig zu ihm sagt:

— „Ich habe die Beleidigung gerächt, die öffentlich Deiner Gemahlin angethan worden.“

Dieser dramatische Auftritt, von dem ich Zeuge gewesen bin, begab sich in kürzerer Zeit, als ich brauche, sie zu erzählen. Wir schauerten Alle: denn wer den heftigen Charakter des Fürsten Milosch kennt . . . mußte diese kühne Handlung für den Thäter sehr gefährlich halten . . .

Aber Milosch besitzt im hohen Grade Gewalt

über sich selber: sein feiner Geist hatte in einer Sekunde alle Erwägungen sich vergegenwärtigt, welche ihm gebieterisch Mäßigung vorschrieben . . . und einzig und allein die schnellere Bewegung, welche er seinem Pferde gab, verrieth, welchen Zwang er sich anthat . . .

Was ging zwischen den beiden Gatten vor? Ich weiß es nicht . . . So viel ist gewiß, daß in den Tagen des schlechten Geschicks Milosch das edle Herz wieder fand, welches er gekränkt hatte.

„Milan, fuhr der Serbier fort, hatte den Thron seines Vaters nur drei Monate inne; Sie sehen die Ereignisse in unserem unglücklichen Vaterlande schnell vorschreiten.

Der Prinz Milan starb an einer auszehrenden Krankheit. An dem Lager ihres Sohnes weinend, vergaß Liubika nicht, daß ihr noch ein anderer bleibe, ein zweiter Schützer des Thrones ihres Mannes, wie sie sagte; und mit Hülfe ihrer Freunde fanden sich die Sachen bei Milans Tode so vorbereitet, daß die Männer, welche im Schatten dieses schwachen Königthums regierten, sich genöthigt sahen, wie das erste Mal, um das schon um sie her grollende Volksgewitter zu beschwören, Michel auf den Thron zu berufen, den zweiten Sohn Milosch's, der noch immer im Angedenken des Volkes angebetet lebte! . . .

Milosch verweigerte seinen Sohn: „Es ist genug an einem Opfer!“ antwortete er.

Seine Frau schrieb ihm (dieser Brief ist wörtlich übertragen):

„Durch die Thränen, welche auf das Grab meines Erstgeborenen rinnen . . . sehe ich das Vaterland . . . Wenn es ein menschliches Mittel gibt, den Thron dem zu bewahren, welchen das Volk seinen Vater nennt, so ist es das, Milosch, Deinen Sohn zu schicken, um Deinen Platz aufzuheben.

Wenn das heilige Feuer der Vaterlandsliebe in Dir lau geworden ist, wenn Du an Deinem Vaterlande verzweifelst, behalte Deinen Sohn, Milosch; ich werde zu Dir kommen und elend mit Dir auf dem Boden der Verbannung sterben!“

Milosch vertraute Michael seiner heroischen Mutter an.

Bei seiner Ankunft in Belgrad succedirte er seinem Bruder Milan, indem er sogleich zum Erbprinzen von Serbien vom Senate proklamirt wurde. Er war sechzehn Jahre alt . . .

Liubiza verließ das schwanke Rohr, ihre letzte Hoffnung, weder bei Nacht noch bei Tage. Durch einen einfachen Bretterverschlag bloß von ihrem Sohne getrennt, bewachte sie mit düsterem und trostlosem Blicke die Handlungen dieses Hüters des

Thrones seines Vaters . . . Ihre Gegenwart imponirte allen Denen, welche geglaubt hatten, unter dem Namen des Fürsten Michael regieren zu können, und ihre kühne Dazwischenkunft brachte mehr als einmal die Minister des letzteren außer Fassung.

Eines Morgens tritt sie zu ihrem Sohne ein in dem Augenblicke, wo er die Feder in der Hand hält, um ein Rescript zu unterschreiben, welches die seit Milosch Abreise schon verdreifachten Auflagen noch erhöht.

— „Einen Augenblick . . . sagt sie zu dem jungen Manne mit einem würdevollen Ansehn: wenn Du für Rußland sorgen willst, indem Du Deinen Namen dem Abscheu weihst, so unterzeichne . . . willst Du aber für Serbien sorgen, wie es Deine Pflicht ist, so unterzeichne nicht. Befiehl Deinen Râthen, wieder zu dem Systeme redlicher Sparsamkeit zurückzukehren, welches Dein Vater eingeführt hatte, und dann wirst Du es nicht nöthig haben, der Hand Deiner Brüder das Brod aus der Hand zu entreißen, das sie mühevoll säen.

Und dies Mal trug sie über die hinterlistigen Râthe des jungen Prinzen den Sieg davon. Er weigerte sich mit Festigkeit, seinen Namen unter das Rescript zu schreiben, das übrigens nichts destoweniger von dem Senate votirt und in Ausführung

gebracht wurde, bloß von dem Minister des Innern und der Finanzen unterzeichnet.

Man wird es mir, das bin ich überzeugt, Dank wissen, wenn ich diesen merkwürdigen Einzelheiten noch andere hinzufüge, die von einem anderen Augenzeugen, Herrn Blanqui, der für die französische Regierung in Serbien reiste, mit nach Frankreich gebracht worden sind. Es wurde mit dem höchsten Interesse in den Salons von Paris angehört, als er mit seiner gewöhnlichen Liebenswürdigkeit unter andern von der Fürstin Liubiza, der Serbischen Bäuerin, dieser so außerordentlichen Frau, erzählte.

„Bei meiner Ankunft in Belgrad, erzählte er, beeilte ich mich, dem Fürsten Michael einen Besuch zu machen. Als ich die Stadt durchschritt, bemerkte ich einige Kasernen, ein Hospital, ein Gefängniß; alle diese Häuser nach dem Muster der unsrigen erbaut; mit einem Worte, die Anwesenheit einer sich Bahn brechenden Civilisation, Milosch's Werk, der, wie man sehen kann, darauf dachte, vor Allem das Nützliche auszuführen.

Der Wagen, der mich nach dem Konack führte (diesen Namen führt der Palast, eine gewiß höchst bescheidene königliche Wohnung), hatte große Mühe, in dem Ehrenhofe umzukehren, wo zwischen dem schlecht zusammengefügtten Pflaster Gras hervorsprießt.

Ich fand zwei Schildwachen am Fuße einer

breiten Leiter von Holz, die mit dem Namen Treppe beehrt wurde, und nachdem ich einige Stufen hinaufgestiegen, trat ich in das Appartement des regierenden Fürsten . . .

Es war ein junger Mann von neunzehn Jahren, groß, bleich, schüchtern, von vornehmerm Ansehen und Manieren, dessen Haltung Verlegenheit bekundete. Ich war sehr verwundert, ihn sich französisch ausdrücken zu hören, und er hatte die Aufmerksamkeit, sich in dieser Sprache, die er sehr gut, aber langsam und einsilbig spricht, mit mir zu unterhalten.

War es Mißtrauen oder Zwang, ich weiß es nicht, die Unterredung war nur kurz, und ich bemerkte bald, daß der wahrhafte Souverain des Landes nicht vor mir stand, aber nicht weit war...

In dem Augenblick, wo ich in den Salon des Prinzen trat, hatte ich geheimnißvoll die Thür eines angrenzenden Zimmers sich öffnen und wieder schließen sehen: es war das Zimmer seiner Mutter, der Fürstin Liubiza, Milosch' Frau.

Ich erbat und erhielt sogleich die Gunst, ihr vorgestellt zu werden. Diese heroische Frau, welche in der Geschichte der letzten dreißig Jahre Serbiens eine so große Rolle gespielt hat, empfing mich mit einer Art Herzlichkeit voller Würde, Entgegenkommen und Neugier. Sie wußte, daß meine Aufgabe war, die Lage der Christen in Serbien zu constatiren,

und ihr Abscheu vor den Türken ließ sie vermuthen, daß ein Christ gleich ihr nur Haß gegen sie hegen könne.

Die Fürstin Liubiza muß fünf oder sechs und vierzig Jahre alt sein; sie ist groß, ihre Züge markirt und korrekt, ihre Physiognomie kriegerisch, schwermüthig und streng; der Blick düster und stolz. Sie trug den Kopf bloß, oben auf demselben eine hohe Frisur mit schwarzem Band durchflochtener Haare; ihre Arme deuteten auf Kraft und Stärke hin, waren bis zu den Ellenbogen bloß, wo statt allen Zierraths Manschetten von schwarzen Spitzen herabhängen, und die übrige Kleidung war gleichfalls schwarz und von merkwürdiger Einfachheit und Strenge. So sah die regierende Fürstin aus, denn sie ist es, die der That nach regiert, oder wenigstens, umgeben von Gefahren, im Namen ihres Sohnes zu regieren versucht.

Sie richtete einen Gruß voll Anmuth und Adel an mich, und bat mich, neben ihr Platz zu nehmen.

— „Ich weiß, mein Herr, sagte sie zu mir, daß Sie ein Franzose und von Ihrer Regierung beauftragt sind, zu sehen, was die Türken in diesem Lande der Christen machen. Hier freilich noch nicht, wir würden es nicht zugeben... Es freut mich, daß Sie sehen, wie sie es in Bulgarien treiben. Sie werden nicht Alles erfahren,

aber doch genug sehen, um einen Theil der Wahrheit nach Europa zu berichten.

— O, fuhr sie mit Energie fort, wenn alle diese Männer nicht Weiber wären, oder wenigstens Weiber wie ich, dann würden sie sich von ihren Unterdrückern befreien . . .“

Und sie fügte hinzu:

— „Sie sind sehr glücklich in Europa! Man insultirt Sie nicht ungestraft; Ihre Weiber schändet man nicht. Aber spricht man denn bei Ihnen niemals davon, was die christlichen Weiber im Orient erdulden? Sind die Serbier nicht Ihre Brüder?“

„Ich erzähle ihnen die Worte wieder, aber was nicht wieder zu geben ist, war der Ausdruck der Physiognomie dieses edlen Weibes, die tönenden Flexionen ihrer Stimme während dieser ergreifenden Anrede, welche sie bei jeder Phrase unterbrach, um dem Dolmetscher Zeit zu lassen, mir es genau zu übersetzen.

Als sie in meinen Augen gelesen hatte, daß ich Alles verstanden hatte, bestätigte sie mir mit einer bezeichnenden Gebärde, was sie mir in Serbischer Sprache gesagt hatte, und darauf seufzte sie tief.

Die Unterhaltung ging in diesem Sinne ernst und schmerzlich ungefähr eine Stunde fort, von ihrer Seite stets lebhaft und aufgereggt, wenn sie von der Lage der Christen im Orient sprach. Ich fürchtete, sie zu ermüden, wenn ich lange bliebe.

Zum Schlusse gab ich ihr Nachrichten vom Fürsten Milosch, der sich in Wien befand, als ich durchreiste."

— „Wie lang ihm die Zeit werden muß!!!“ sagte sie mit einem Ausdruck schmerzlicher Trauer. Und sie verabschiedete mich mit der wohlwollenden und natürlichen Majestät einer Königin.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Letzter Akt des Serbischen Drama's

Ich nehme die Erzählung des Serbiers wieder auf, eines auch sehr bedeutenden Mannes, bei dem aber die intellectuellen Fähigkeiten durch die Wohlthat des Unterrichts entwickelt worden sind, mit denen Milosch und Liubika, diese beiden primitiven Naturen, nicht ausgestattet worden sind . . .

„Unaufhörlich wachsam neben dem Throne ihres Sohnes stehend, erzählte er, war die energische Liubika, deren Intelligenz täglich die Schlangenwege und Absichten Rußlands aufdeckte, demselben, wie man leicht begreifen kann, hinderlich . . .

Unaufhörlich damit beschäftigt, die Ränke zu vereiteln, welche den dem Souverain noch gelassenen Schatten von Gewalt unterminirten, kämpfte sie und unterhielt mit Geschicklichkeit das gegenseitige Mißtrauen unter den Anstiftern der heimlichen Ver-

schwörung, welche Milosch zur Abdankung bewogen hatte, und ohne sich mit ihnen zu compromittiren, streute sie den Samen der Zwietracht unter ihren Feinden aus.

Bei der letzten Insurrektion Bulgariens war ihre Hand überall sichtbar. Unter verschiedenen Vorwänden war sie an der Grenze umhergereist, um den Kreuzzug gegen die Türken zu predigen, die unglücklichen Bevölkerungen auf den Einfluß Rußlands aufmerksam zu machen, der, indem er den Fürsten Milosch nöthigte, sich zu verbannen, ihnen den Freund und mächtigen Beschützer geraubt hatte, den sie an ihm gefunden hätten . . .

Mag sie nun gehofft haben, ihrem Manne mit Hülfe einer Bewegung in Bulgarien politische Chancen zu bereiten, oder wollte sie nur die Bestrebungen der Unterdrückten gegen ihre gemeinschaftlichen Unterdrücker unterstützen, so viel ist gewiß, daß sie den Ereignissen von Nissa und dem Aufstande aller Dörfer der Umgebung nicht fremd ist.

Aber bei dieser Gelegenheit, welche sie hervorrief und die unserer inneren Lage sehr zu Statten kommen konnte durch die Verlegenheit, welche sie an anderen Orten unseren Verfolgern bereitete, — bei dieser Gelegenheit war ihr Sohn, anstatt ihr beizustehen, wenn nicht thätig, doch stillschweigend, so schwach, seine Mutter zu desavouiren.

Auf Antrieb der Minister ging der Fürst Michael

sogar so weit, ihr zu sagen, daß er sich genöthigt sehen werde, durch den Senat, sie wegen Verbrechens des Hochverraths verhaften zu lassen . . . weil sie, indem sie das Feuer bei den Angelegenheiten Bulgariens anzünder, das Schicksal Serbiens gefährde . . .

Liubiza heftete einen tieftraurigen Ausdruck auf den jungen Mann:

— „Und Du . . . Du begreifst Nichts von Deinen Interessen . . . sagte sie zu ihm mit dem Tone bitterer Entmuthigung. Siehst Du denn nicht, daß Du nur geduldet bist auf dem Throne . . ., und daß Deine Nachgiebigkeit gegen Deine Tyrannen Dir selbst in ihren Augen weniger nützen werde, als der Ausdruck der laut von den Unterdrückten, den Brüdern Serbiens in Religion und Politik, für unser Land ausgesprochene Sympathie? . . .“

Einen Charakter von solchem Schlage einschüchtern, war unmöglich . . . Sie nahm die Neutralität, welche man ihr auferlegen wollte, nicht an, und diejenigen, welche soweit vorgeschritten waren, wagten doch nicht, von Drohungen zur Ausführung überzugehen; gefangensetzen oder aus dem Vaterlande vertreiben ein solches Weib, das von dem Vertrauen und der glühenden Theilnahme des Volkes beschützt wurde, das wäre eine notorische Unflugheit gewesen, bevor die inneren und auswärtigen

Ränke die Sachen so weit gebracht hatten, als sie 1843 waren, nämlich:

Sobald es Rußland geschickt gelungen war, die Intervention der anderen Europäischen Mächte in der Orientalischen Frage zu beseitigen, mußte es vollkommen im Stande sein, durch den Serbischen Senat den vollständigen Ausschluß vom Thron der Familie Obrenowitsch zu Gunsten eines Enkels Kara-Georgs, aussprechen zu lassen, der in Petersburg erzogen, der Russischen Politik ergeben war und der heute in der That in unserem unglücklichen Vaterlande regiert . . .

Und das hatte Liubiza mit ihrem natürlichen Scharffsinne geahnt, und war mit dem Auge in den letzten vier Jahren diesen Absichten gefolgt; während dieser Zeit kämpfte sie allein gegen Alle und gegen alle persönlichen Gefahren mit einem Muth, einer Standhaftigkeit, die über alles Lob erhaben sind. Sie vertheidigte Schritt vor Schritt die Freiheiten des Landes, und machte dessen Nationalität durch erhabene Anstrengungen den Streichen und Absichten streitig, welche im Geheimnisse der Politik gegen sie geführt wurden, einer Politik, welche der Unterjochung Serbiens bedarf, um die andern Völker Serbischen Stammes unter seine eiserne Zuchtruthe zu bringen.

Welcher Mann von Herz und Gewissen hätte den Muth, Liubiza die Insurrektionen zum Vorwurfe zu machen, welche sie zu mehreren Malen auf ihre

eigene Gefahr anschürte, um Milosch zurückzuführen, da dieser allein, davon war sie überzeugt, wie wir Alle, noch das Vaterland retten konnte, ihm seine Rechte, seine Unabhängigkeit wiedererringen!

Als nun der Sieg Rußlands vor der Thür war, als sie sah, daß alle Wege vorbereitet waren zu dem vollkommenen Ruin der Volksache, entschloß sie sich, das Volk anzurufen, sie noch einmal zu unterstützen; es erhob sich auf ihre Stimme . . . Und in diesem letzten bewaffneten, von dem Fürsten Michel schwach unterstützten Kampfe, wurden ihr, dem tapferen Weibe, an der Spitze ihrer braven Serbier zwei Pferde unter dem Leibe getödtet, und sie that mit ihren Freunden leider unnütze Wunder von Tapferkeit.

Und von dem Schlachtfelde, auf dem die Sache der Nationalität wenigstens glorreich unterlag, richtete die stolze Liubiza ihren Schritt nach der Grenze, ohne nach Belgrad zurückzukehren.

— „Folge mir, wenn Du Muth hast, sagte sie zu ihrem Sohne; Dein Platz so wenig als der meine ist mehr da, wo man jetzt im Stande ist, uns schmachvoll zu verjagen. Laß uns zu Deinem Vater gehen: Gott und die Serbier werden das Uebrige thun!“

Sie ist nicht mehr; vom Feuer in hundert Gefechten wurde sie verschont . . . aber das edle Weib konnte das Unglück, die Erniedrigung des

Vaterlandes nicht überleben, der Schmerz hat sie getödtet!

O, sagte der Serbier außer sich am Schlusse der Erzählung, so lange patriotische Herzen in Europa schlagen, werden die Namen Milosch und Euzbiza mächtig und geehrt ertönen . . . Die Beispiele, welche sie gegeben haben, werden ewig im Gedächtnisse der Völker leben!"

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Schlus.

Zu dieser Stunde ist die Beraubung des Volksthrones des Fürsten Milosch vollendet: der Zögling des Kaiserlichen Kabinetts herrscht in Serbien . . . Aber der Druck der Russischen Suprematie ist dem Volke verhaßt; die Maßregeln, welche sie im Senate diktiert, erregen eine allgemeine Unzufriedenheit; die von dem Volkssinstinkt als Russische Agenten bezeichneten Männer werden auf den Straßen insultirt, und der Erzbischof von Belgrad, der beschuldigt wird, den Ränken, welche den Erwählten der Nation entfernt haben, Beistand geleistet zu haben, ist der Gegenstand der Flüche des Volkes . . .

Wird der Fürst Milosch den milden Wink beherzigen, welchen ihm Rußland offiziell gegeben: „den Rest seiner Tage in den Annehmlichkeiten des Privatlebens zuzubringen?“

Wir werden das später erfahren; ich habe nicht die Ehre, mich seines Vertrauens zu erfreuen.

Und bei dieser Gelegenheit, um allen möglichen Annahmen und Verdächtigungen zuvorzukommen, erkläre ich, daß ich keine direkte oder indirekte Verbindung mit dem erlauchtem Fürsten von Serbien gehabt habe, und daß mir von seiner Seite keine Mittheilung gemacht worden ist.

Es gibt in Frankreich Sympathieen für alles edle Mißgeschick, alle edlen Sachen: im Gedanken daran habe ich mit Liebe diese unbekannt gebliebenen Szenen, eine der anziehendsten Episoden der Geschichte der Emancipation der Völker aufgezeichnet! Und wenn ich mit Hülfe von Notizen von unbestreitbarer Richtigkeit versucht habe, einen der großen Charaktere unserer Zeit richtig zu würdigen und auf seinem glorreichen Piedestal einen Helden, ja, was noch mehr ist, einen Mann des Rechtes wieder hinzustellen . . . so geschah es einzig und allein aus einem Gefühle, welches wir Alle kennen: einem unwiderstehlichen Interesse für die Unterdrückten, einem tiefen Abscheu gegen die Unterdrücker.

E n d e.